

# Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

In Wochennummern vierteljährlich 1 Mark 60 Pf. In Halbjekten: jährlich 28 Halbhefte à 25 Pf. In Heften: jährlich 11 Hefte à 50 Pf.

## Sonnenwende.

Nachdruck verboten.  
Alle Rechte vorbehalten.

Roman von Marie Bernhardt.

(6. Fortsetzung.)

Auf der Straße wogte es in fröhlichem Durcheinander; die Sonne war vollends hervorgekommen und lockte die Menschen ins Freie. Linde Aprilluft wehte, der lichtgraue Himmel zeigte große blaue Stellen, und an allen Straßenecken boten arme Kinder ganze Büschel von Schneeglöckchen und Veilchen aus.

In ernstem Gedanken schritt Reginald seines Weges. — So war nun das vielbesprochene erste Begegnen mit dem Raubmörder vorüber, und er hatte seines Amtes mit keinem Wort walten können. Freilich, darauf hatte er gefaßt sein müssen. Würde es ihm aber überhaupt gelingen, diese mit Unglauben und Trotz gepanzerte

Seele aufzuthauen, ehe sie an die Schwelle des Jenseits gelangte? Allzuviel Zeit blieb ihm nicht mehr! Den Geistlichen überschauerte es kalt. Kund um ihn soviel feimendes, stroszendes Leben, ein Drängen und Treiben, ungestimmt, unaufhaltsam, dem Licht, der Sonne entgegen . . . und dort sollte ein Menschenleben gewaltsam beseitigt werden, weil es hieß: Du schädigst Deine Menschenbrüder — es ist kein Raum für Dich auf Erden!

Und es konnte nicht ganz verderbt, nicht ganz entartet sein, dies Dasein! Es hatten gute Keime sicherlich auch in ihm geschlummert und nur das, was die Menschen die „Verhältnisse“,



Silgut.

Nach einem Gemälde von E. Unger.

Photographie von Franz Hanfstaengl Kunstverlag H. G. in München.

den „Zeitgeist“ nennen, was so ungreifbar und doch so mächtig ist, das hatte ihn gepackt und festgehalten, dem hatte er nicht zu widerstehen vermocht. — Sein Kopf war doch nicht klar, seine Bildung nicht reif genug gewesen, das Wahre vom Falschen zu sondern, die schlechte Gesellschaft der wüsten Schreier kam dazu, die da abbrechen, stürzen wollen um jeden Preis, ohne die Mittel zu wissen, wieder aufzubauen, Leute, die unter dem Deckmantel der Aufopferung oft die schändeste Selbstsucht, die verwerflichste Hier verbergen . . . und so war es denn um ihn geschehen! —

Etwas im Blick, im Ton dieses Mannes war es, das Reginald Muth machte, obschon er sich keines einzigen einlenkenden Wortes entsinnen konnte. Aber es mußte werden — mußte! Diese Seele — er wollte nicht ermatten, um sie zu ringen, zu kämpfen, wie Jakob einst mit Gott! Wie? Er fühlte so starke Gewalten in seinem Innern, sein ganzes Sein war durchglüht von hoffnungsfreudiger Zuversicht — und es sollte ihm nicht gelingen, diese halbverlorene Seele zu sich hinüberzureißen, zu retten aus dem wüsten Chaos von Hohn und Zweifel zu einem letzten reinigen Ausblick, einem letzten gläubigen Stamme zu dem allgewaltigen Einen, der Millionen kranken Herzen Heil und Hilfe ist? — „Ist Gott für mich — wer kann wider mich sein?“ Mitten im alltäglichen Menschengetümmel kam das glaubenskräftige Bibelwort über ihn mit stolzer Wonne, und er hob sein Haupt hoch, und seine Augen leuchteten.

So kam es, daß er zwei Damen überfah, die ziemlich dicht an ihm vorüberstreiften, und erst, als er halblaut seinen Namen nennen hörte, wandte er sich rasch um.

Frau Hedwig Weyland war's, Arm in Arm mit Annie Gerold, die sich freundlich nickend zu ihm, der erschreckt mit gezogetem Hut stehen geblieben war, zurückwandte und ihm lachend die Hand bot.

„Wo waren Sie mit Ihren Gedanken, lieber Herr von Conventius, daß Sie uns beide so ganz und gar überfahen? Sie erinnern sich wohl Fräulein Gerolds von unserer Gesellschaft her?“

„Ja — er erinnerte sich! Das schöne und kluge Gesicht, das es ihm, eigentlich auf den ersten Blick, angethan hatte, sah unter dem großen, malarischen Nubenschut mit den nickenden Federn rosig und glücklich in die Welt. Dem jungen Geistlichen schlug plötzlich das Herz bis in den Hals hinauf, als er mit einem Blick die wundervolle Erscheinung umfaßte, die einen vollen Strauß von Schneeglöckchen an der Brust trug — ein Genius des Leuzes!“

Frau Weyland schüttelte ihm die Hand — gleich kam auch Annies schmales Händchen zum Vorschein und legte sich zutraulich einen Augenblick in seine Rechte.

„Ich habe meine Strafe schon dahin, daß ich die Damen nicht gehen habe. Bitte, verzeihen Sie es mir! Gnädiges Fräulein, Sie haben hoffentlich nicht gedacht, ich hätte mein Versprechen, Ihnen einen Besuch abzutatten, vergessen, weil ich bisher nicht kam?“

„Nein, ich dachte es nicht!“ gab Annie freundlich und unbefangenen zur Antwort. „Ich wußte ja, Sie hatten Wichtigeres zu thun!“

„Wichtigeres nun schon nicht!“ Halb unbewußt fuhr ihm das Wort heraus — es verwirrte ihn ein wenig . . . und doch! Aug' in Auge mit Annie Gerold kam es ihm wirklich so vor, als gäbe es für ihn nichts Wichtigeres als sie in der ganzen weiten Welt!

„Nun, lieber Herr Pfarrer, das will etwas bedeuten bei Ihrer Berufstätigkeit und den vielen ernstern Pflichten, die eine Amtsübernahme mit sich bringt!“ kam ihm Frau Weyland zuhilfe. „Wäre meine Annie nicht solch' kluges Persönchen, sie könnte sich viel auf Ihre Aeußerung einbilden. Nun holen Sie nur schleunigst den verabäunteten Besuch nach, sonst machen Ihnen die lustigen Manen das Leben gar zu schwer — die haben nämlich Haus Gerold in eine Art Belagerungszustand versetzt. Wie ist es denn, Annie — hat eigentlich auch Delmont bei Euch Besuch gemacht?“

„Nein!“ Annie hatte die Augen gesenkt und zwifte an ihren Schneeglöckchen.

„Nicht? Das ist doch ein wunderlicher Heiliger! Ich denke soeben an ihn, weil wir im Begriff sind, sein neuestes Kunstwerk zu bewundern; wir sind auf dem Wege zum Museum. Begleiten Sie uns dorthin, Herr von Conventius?“

„Es thut mir sehr, sehr leid — Reginalds Blick und Miene bewies vollauf, wie ihm dies Bedauern von Herzen kam — aber

ich habe einem Herrn vom Kirchenkollegium um diese Zeit meinen Besuch zugesagt!“

Er ertappte sich auf dem unchristlichen Wunsch, der Herr vom Kirchenkollegium möchte im Pfefferland sein. „Vielleicht kann ich noch später hinkommen und die Damen im Museum treffen; ich fürchte aber, es läßt sich nicht thun. Jedenfalls, gnädiges Fräulein, nehme ich mir sehr bald die Ehre, bei Ihnen vorzusprechen!“

„Ja, bitte, kommen Sie, Herr von Conventius — meine Schwester und ich werden uns sehr freuen!“

Annie sagte es beinah' herzlich und reichte dem Pfarrer von neuem die Hand. Gern hätte sie ihm von dem tiefen und schönen Eindruck gesprochen, den seine Predigt ihr hinterlassen habe — die Strafe schien ihr aber ein zu ungeeigneter Ort dazu.

„Adieu, lieber Herr Pfarrer, und es wäre kein Unglück, wenn Sie sich auch bei uns einmal sehen ließen,“ sagte Frau Hedwig mit einem schalkhaften Lächeln. „Robert und ich würden uns gleichfalls sehr freuen!“

„Gewiß, sehr gern, meine gnädige Frau, Sie wissen ja —“

„Natürlich weiß ich, lieber Freund! Am Mittwoch empfangen wir, es ist da meistens ganz zwanglos und gemüthlich; meine junge Freundin hier, die fast immer dabei ist, kann es mir bestätigen — nicht wahr, Annie?“

„Ja, liebste Hedwig! Du und Dein Mann, Ihr habt das Talent, es den Gästen bei Euch so heimisch zu machen, daß man es ganz vergißt, zum Besuch gegangen zu sein!“

„Nun sehen Sie, wie das Mädel zu schmeicheln versteht! Also auf Wiedersehen, Herr von Conventius!“

„Den Mann hat's!“ dachte die scharfsichtige Frau Weyland ebenso, wie Vetter Fritz von den Manen es feinerzeit gethan hatte. Der Ausdruck, wenn er Annie ansah — wenn sie zu ihm sprach! Förmlich verklärt! Ein so guter, edler und kluger Mensch, dabei wunderschön, vermögend und mit einer großartigen Zukunft vor sich! Hm! — —

„Annie!“

„Ja, liebster Schatz!“

„Conventius ist doch ein prächtiger Mensch!“

„Das ist er! Mich hat lange nichts so erhoben und innerlich gefestigt, als neulich seine Predigt!“

„Der wird noch einmal Hosprediger, verlaß' Dich darauf!“

„Das glaube ich auch; und, was das Beste ist, er wird das nicht seinem alten adligen Namen und seinen hohen Verbindungen verdanken, sondern sich selbst!“

„Und wie schön er ist!“

„Wunderschön — ja! Sieh' einmal, Thea würde mich auslachen, und wer weiß auch, ob sie mich so recht versteht — Dir kann ich's aber sagen, Du weißt, wie es gemeint ist von mir: diesen Conventius könnte ich liebhaben, so recht treu und freundschaftlich und von Herzensgrund, und könnte ihm vertrauen wie einem ganz alten, erprobten Freund, — ja, streng genommen, ich thü' das alles eigentlich jetzt schon, trotz unserer kurzen Bekanntschaft! Ist es die herrliche Predigt gewesen oder ist es sein Gesichtsausdruck, sein ganzes Wesen: ich könnte ihm ohne weiteres folgen, ihm blindlings glauben und ihm eine große Gewalt über mich einräumen. Was meinst Du — wie kommt das wohl?“

Frau Weyland sah in das offene Gesichtchen, in dem ein redliches Nachsinnen zu lesen war, und sie sagte sich innerlich, daß Reginalds Ausfäulen, trotz dieser schmeichelhaften Meinung, nicht besonders gut standen. Ein Mädchen, das einen Mann liebt, auch ihrer selbst unbewußt, ähñert sich anders.

„Das ist wohl das Geheimniß, das man Sympathie nennt, Annie! Und dann, es läßt sich nicht leugnen, hat Conventius' Persönlichkeit entschieden für die meisten Menschen etwas ungemein Gewinnendes und Tesselades, abgesehen davon, daß die ganze Art, wie er seinen Beruf ergriffen und aufgefaßt hat, unendlich für ihn spricht.“ —

Die beiden Damen waren jetzt in der Nähe des Museums angelangt. — Der großartige, weitläufig angelegte Bau mit seinem von corinthischen Säulen getragenen Portikus und der breiten grauen Marmortreppe zog viele Besucher an — von allen Seiten strömten Menschen herzu; Bekannte blieben stehen und begrüßten einander, lebhaftes Geplauder und Lachen ertönte, dazwischen das Klipp-Klapp der Offiziersfädel, die gegen die Steinstufen anschlugen.

Am Fuß der untersten Treppenstufe lag ein wunderschöner großer Neufundländer, behaglich hingestreckt, mitten im hellen

Sonnenchein, und blinzelte mit träger Gleichgültigkeit in das vorüberfluthende Menschengetümmel.

Annie Gerold spürte ein eigenthümliches Zucken durch ihren ganzen Körper. „Ego!“ rief sie halblaut.

Das Thier wandte rasch den Kopf, erhob sich und kam zur Begrüßung herangetrabt, indem es sich gegen Annies Kniee drängte und sich von ihrer Hand streicheln ließ. Seine klugen Augen wanderten zum Museum empor, dann wieder zu der jungen Dame zurück. „Geh nur hinauf — Du findest ihn oben!“ schien der ausdrucksvolle Blick zu sagen.

„Woher kennst Du diesen prächtigen Hund, Annie?“ fragte Frau Weyland, indem sie dem Thiere liebevoll über den Kopf fuhr, was Ego sich gnädig gefallen ließ.

„Ja — siehst Du! Das ist eine ganz neue Bekanntschaft von mir! Nicht wahr, er ist schön?“ rief das junge Mädchen, die Antwort umgehend.

Sie stiegen langsam die vielen Stufen hinauf.

„Annie,“ künftete Frau Hedwig, als sie in den riesengroßen, in zahlreiche Nischen abgetheilten Saal getreten waren. „Augen rechts! Da stehen Deine Verehrer, die Manen, mit ein paar jungen Damen; wenn Du ein ganz klein wenig geschickt Dich halten wolltest, dann hättest Du in zwei Minuten Deinen ganzen Hofstaat um Dich herum und könntest hier einhergehen wie eine junge Fürstin mit Gefolge.“

„Ach nein! Um Gotteswillen nicht — komm rasch vorbei!“ rief Annie etwas ungeduldig heraus — ihr war es gerade um die Manen zu thun!

„So — nun wäre die Gefahr vorüber! Aber Kind, warum wolltest Du eigentlich nicht? Zum Beispiel, Conventius ist doch sehr nett!“

„Ja, er ist nett — ein ganz besonderer Günstling von Thea — sie sagt, er wolle nicht mehr bedeuten, als was er wirklich sei: ein flotter, hübscher Offizier von gewisser Geistesstärke und leidlicher, anspruchsloser Bildung. Aber, Hedwig — mit einem halben Duzend Manen zusammen Bilder ansehen — für einen Menschen, dem es wirklich Ernst mit dem Anschauen und der zudem verpflichtet ist, von allem wirklich Hervorragenden Thea einen vernünftigen Bericht zu liefern! Du weißt es, sie ist nicht ganz leicht zufriedenzustellen, und wenn ich will, daß sie durch meine Augen sieht, muß ich mich gehörig zusammennehmen.“

„Ich gebe Dir ganz recht, Liebchen. Vertiefen wir uns also!“

Dies sollte den Damen nicht ganz leicht gemacht werden; es gab gar zu viele Bekannte zu begrüßen, Hände zu schütteln, Verbeugungen zu machen, Fragen zu beantworten. Aber Annie, die von einer großen innern Unruhe getrieben wurde, eilte raschlos weiter, mit ihren fragenden, ungeduldrigen Augen in jede Nische spähend, die Bilder alle überfliegend. Frau Hedwig war in gewisser Weise enttäuscht; sollte dies Umherjagen, dies flüchtige, oberflächliche Anschauen das ernste Studium bedeuten, von dem ihre junge Freundin ihr gesprochen hatte?

„Was suchst Du eigentlich, Annie? Auf diese Weise werden wir gar nichts sehen!“ Es half nicht viel, das Mädchen hielt es keine Minute auf ein und derselben Stelle aus. Frau Weyland hatte den Katalog in der Hand und blätterte nach, wenn sie irgend Zeit dazu fand.

„Welchen Vorwurf hat eigentlich Professor Delmonts Bild?“ fragte sie jetzt. „Ich bin wahrhaftig in den letzten Tagen nicht einmal dazu gekommen, den Katalog vorher durchzusehen, was ich sonst immer zu thun pflege; aber vorgestern war Diner bei meiner Schwägerin, was sich sträflich lange ausdehnte, und gestern hatte, wie Du weißt, mein Helenchen Geburtstag — vormittags feierliche Bescherung, nachmittags Kindergesellschaft; hättest Du mir nicht so liebenswürdig geholfen, zum Tanz zu spielen, wäre ich kaum vom Klavier fortgekommen! — Also, jetzt Delmont! Sehen wir einmal im Verzeichniß nach.“

„Ach nein — bitte — laß!“ wehrte Annie hastig ab. „Ich finde sein Bild ohne das heraus, verlaß Dich darauf. Ich habe mir's vorgenommen!“

„So so!“ entgegnete Frau Weyland trocken und ließ sich geduldig weiterziehen.

In einer links gelegenen, ziemlich geräumigen Nische staute sich das Publikum in auffallender Weise; die beiden nächstretenden Freundinnen sahen zuerst gar nichts, soviel Köpfe schoben sich davor. Annie erhob sich auf die Fußspitzen und bog sich seit-

wärts, dann wandte sie sich mit einem tiefen Athemholen zu Frau Weyland und sagte: „Dort ist es!“

„Wirklich?“ erwiderte diese und sah dem Mädchen in das plötzlich erblaute Gesicht. „Weißt Du das so genau? Wenn wir nur mehr herankämen! Da wendet sich der dicke alte Herr mit seinen Töchtern eben zum Gehen; jetzt rasch, Annie! Schläpfe durch — so! Meinst Du das große Gemälde? Laß einmal sehen, richtig: Karl Delmont: Der Engel des Herrn!“

Ja — der Engel des Herrn! Eine lebensgroße, einsame Gestalt, in einem weißen herabfließenden Gewande, scharf sich abhebend von einem düstlig verklärten goldigen Licht, das in einem seltsamen Gegenatz zu dem Flammenschwert stand, welches der Engel mit der Rechten gefaßt hielt, wie bereit, es hoch emporzuheben; von ihm ging ein dämonisches Leuchten aus, es war, als suchte und zitterte ein lebendiger Blitz hin und wider, er warf einen breiten Feuerchein auf das weiße Gewand des Cherubs — es lag eine blendende, unglaublich packende Farbenwirkung in diesem mit förmlicher Leuchtkraft gemalten Flammenschwert.

Viele Beschauer fanden sicher, daß dies, abgesehen von der hohen Kunst, mit der das ganze Bild gemalt war, der einzige Effekt war, den es hervorrief. Denn statt eines zornig majestätischen Halbgottes, der gebieterisch die sündigen Menschen aus dem Paradiese treibt, statt eines strafenden Richterantlitzes sah ein schönes, schwermüthiges Menschengesicht aus dem Rahmen des Bildes heraus. Eine Welt voll Trauer und Erbarmen sprach aus den unergründlichen, blauschwarzen Augen; es war, als umfaßten sie die ganze Menschheit, die nach diesem einen Paar sündigen und büßen sollte; als sähen sie all den unendlichen Jammer und die zahllosen Leiden und Thränen auf Erden und wünschten überzuströmen vor schmerzlichen Mitleid. Auch um die Lippen lag ein Zug rührender Trauer, und die linke Hand hing schlaff nieder in einer Gebärde der Hilflosigkeit, die sagen zu wollen schien: „meine Rechte wird sich erheben und ich werde dem Gebot Gottes gehorchen — aber mein Herz zittert und weint um euch — ihr Armen, ihr Armen!“

Hinter den beiden Damen wurden bewundernde Ausrufe laut; aus welder verschiedenartigen Menschen auch ein solches Kunstausstellungspublikum zusammengesetzt ist — dem großartigen Eindruck dieses Gemäldes konnte sich kein einziger entziehen. Die geradezu meisterhafte Technik, die hier so ganz in den Dienst der alles beherrschenden Idee gestellt war, die beinahe greifbar zu nennende Gestaltung der Form erfüllte die Kunstkenner und Kritiker mit heller Begeisterung. Die Mehrzahl der Beschauer ließ unbefangen das schöne Ganze auf sich wirken — alle aber kamen darin überein, „man könne stolz darauf sein, den Schöpfer eines so genialen Wertes Mitbürger zu nennen — die Kunstakademie werde fortan einen neuen Aufschwung nehmen — und der Ruf und Ruhm, der diesem Künstler vorangegangen sei, habe diesmal nicht übertrieben!“

Frau Hedwig Weyland, durch ihren sehr kunstliebenden und kunstverständigen Gemahl geschult, war Kennerin genug, das Bild nach mehr als einer Richtung zu bewundern, aber sie hatte gar nicht die rechte Ruhe, sich in das tief sinnige Nachwerk zu versenken; immer wieder irrte ihr Blick von dem Gemälde zu ihrer jungen Freundin ab, die offenbar ganz weltentrückt, ganz hingegenommen von einem gewaltigen Eindruck, vor dem „Engel des Herrn“ stand.

„Es ist gar kein Zweifel,“ sagte sich Frau Weyland, „sie liebt diesen Mann!“ Und mit diesem Gedanken legte sich zugleich wie ein Alp die alte böse Ahnung, die sie an jenem Gesellschaftsabend so unablässig verfolgt hatte, ihr auf die Brust und nahm ihr Freude und Genuß an allem, was sich ihr hier Schönes bot.

Hedwig Weyland war schon als Kind das gewesen, was man eine kleine „Sensitive“ nennt; sie hatte allerlei phantastische und merkwürdige Träume, sie wandelte bei Mondschein mit geschlossenen Augen einher und fühlte sich vom Lichtwechsel stets stark beeinflusst — sie las gern Geschichten, in denen das Uebernatürliche, Unerklärliche eine Rolle spielte, und merkte auf viele Dinge, die alle andern Menschen unbeachtet ließen. Die gesunde Lebensart ihres elterlichen Hauses, sowie eine verständige ärztliche Behandlung bewahrte sie vor Hysterie und schlimmen nervösen Erscheinungen . . . immer aber, auch nach ihrer Verheirathung mit einem durch und durch praktisch und aufgeklärt gesinnten Mann, haftete ihr ein Hang an, sich grübelnd in Gebiete



Schiffsflotte. Das Schiff zu Kiel. Dänische. Kaiser Franz Joseph I. Kreuzfahrtschiff. Lign. Jura. Schiffsflotte. Kaiserliche Marine.

**Die Flottenschau bei Kiel am 3. September 1890.**

Zeichnung von H. Ganten.

zu vertiefen, die gleichsam das Zwischenreich bildeten, jenseit des klar ergründenden Verstandes lagen, von den meisten Menschen als „Unfinn“ kurz abgefertigt und verspottet, von andern unklar empfunden, aber nicht offen anerkannt, von einigen wenigen als wichtiger Bestandtheil des Empfindungsda-seins betrachtet wurden. Frau Hedwig hatte ein brennendes Interesse für den Hypnotismus, sie erwies sich bei gelegentlichen Versuchen als ein vortreffliches Medium, und nur der ernste Nachspruch ihres Gatten, der behauptete, sie schade ihrer Gesundheit mit „solchem Zeug“, vermochte es, sie an einer eingehenden Beschäftigung mit dieser plöthlich in die Mode gekommenen Richtung zu verhindern. Robert Weyland behauptete scherzend, wäre er nicht gewesen, dann würde seine Frau längst als Somnambule hochberühmt, vielleicht sogar als staatsgefährlich in sichern Gewahrsam gebracht worden sein. . . . die hübsche, blonde Frau ließ ihn ruhig spötteln und lächeln. Es war ihr aber durchaus nicht wohl bei ihrer seltsamen Begabung, und sie hatte mehr als einmal lebhaft gewünscht, keinerlei Ahnungen, Vor- und Unerwartungen und ähnliche Zustände zu kennen, denn sie trübten ihr sonst so glückliches Dasein, umsomehr, als niemand in ihrem ganzen Freundeskreise den wunderlichen Zustand, in welchem sie sich oft halb wachend, halb träumend befand, begreifen konnte, sie daher alle ihre Gefühle und Erfahrungen auf diesem Gebiet streng in sich zu verschließen gewöhnt war. — Mit Annie hatte sie, so hoch sie deren Verstand hielt — vielleicht eben darum — auch nie darüber gesprochen. Annie war so heiter, klug und offenerherzig — „klar und durchsichtig wie ein Thautropfen.“ sagte Frau Weyland von ihr — warum sollte sie ihre glückliche Jugend trüben, indem sie ihre Gedanken in einen Kreis lenkte, über dem ein so ungewisses, düstres Halblicht lagerte? Zudem hatte Annie Gerold eine sehr scharfsinnige Schwester, die derartigen Dinge bald durchschaut und sich jede Beeinflussung ihres „Vögeldens“ in diesem Punkt sehr entschieden verbeten haben würde. — Und gerade die schöne, reiche und verwöhnte, die glückliche und begabte Annie, Frau Hedwigs Liebling, war es, die sie jetzt so beunruhigte! Mit einer Bestimmtheit, für die es durchaus keine Handhabe gab, die sich aber um keinen Preis wegstreiten und leugnen ließ, fühlte . . . nein, wußte die junge Frau, daß ihrer geliebten jungen Freundin ein Unheil nahe, daß der Mann, dem ihr Herz sich widerstandslos ergeben, ihr zum Schicksal — zum traurigen Schicksal! — werden würde, und daß es kein Mittel gäbe, um dies abzuwenden! — Und vermöge dieser verhängnißvollen Feinfühligkeit wußte auch Frau Hedwig, ohne sich umzuwenden, wer plöthlich hinter sie getreten war; es hätte der leisen Bewegung im Publikum, des Flüsterns, Raunens und Auseinandertretens gar nicht bedurft — sie fühlte — er war gekommen!

Professor Delmont trat dicht neben Annie Gerold, und diese schrak bestig zusammen, wendete ihm ihr süßes, blasses, ergriffenes Gesicht zu, und so standen sie beide Auge in Auge, abgefordert, denn die Menge war vor dem Schöpfer des Bildes achtungsvoll zurückgewichen, und der „Engel des Herrn“ sah aus seinen wunderbaren Augen, die alles wissen und alles betrauern, auf sie herab.

Delmont las augenblicklich in Annies Zügen den großen Eindruck, welchen sein Gemälde auf sie hervorgebracht hatte, und ein stolzes Lächeln trat in sein Antlitz, es war kein Dünkel, sondern ein schöner, männlicher Stolz, der ihn gut kleidete.

„Wollen Sie mit mir kommen? Darf ich Ihr Führer sein?“ fragte er mit gedämpfter Stimme, und sie neigte glücklich und befangen ihr schönes Köpfchen; wie damals in der Kirche versank wieder um sie her die ganze Welt, als sie an seiner Seite die Kirche verließ. Nach Hedwig Weyland sah sie sich kein einziges Mal um; sie hatte sie vergessen.

Die junge Frau hatte das kommen sehen und seufzte tief auf; viel zu sehr mit Annies Geschick beschäftigt, um sich persönlich gekränkt zu fühlen, sah sie den beiden nach und beschloß, gleich nach Hause zu gehen, da ihr der ganze Genuß an der Gemäldeausstellung verdorben war.

Wie sie sich jetzt dem Ausgang zuwandte, trat ihr Fritz von Conventius, der Ulanenlieutenant, entgegen. Dieser unternehmende junge Herr hatte sich von seinen Kameraden getrennt, um Fräulein Hedwig Rainer, seiner einstigen Tischnachbarin beim Weyland'schen Fest, die mit einer gemüthlich aussehenden Mama gerade des Wegs daherkam, ein wenig den Hof zu machen. Das junge Dämchen sah so frisch und niedlich aus, daß es eine Herzensfreude war, sie zu sehen; ein freundiges Roth stieg in ihre Wangen,

als sie der Mama den flotten Kavaliere vorstellte, und diese, dem schönen Bewußtsein, daß ihre Hedwig fünfzigtausend Thaler Vermögen habe und nach ihrem Belieben wählen könne, lächelte den hübschen Offizier ganz wohlwollend an und hatte gar nicht dagegen, daß er sich den Damen widmete. Das geschah denn auch eine ganze lange Zeit zu alseitigem Vergnügen, und als sie sich endlich von Mutter und Tochter verabschiedete, war ihm scherzhaftes Ausdrück Thekla Gerolds, diese Hedwig Rainer sei die richtige Frau für ihn, schon bedeutend näher gerückt. Annie hatte er von weitem mit Frau Weyland gesehen, wunderbarerweise ohne Herrenbegleitung . . . aber jetzt eben . . . bog sie dort nicht um eine Ecke und war der hochgewachsene Herr an ihrer Seite nicht dieser Professor Delmont?

Der Mann strengte seine Augen an, es war doch wohl ein Irrthum, die Entfernung war ziemlich bedeutend! — aber da konnte ja Frau Weyland allein ihm entgegen, die würde ihm Aufklärung geben können.

„Meine gnädigste Frau, ich schätze mich glücklich! Darf ich mich nach Ihrem und der werthen übrigen Befinden erkundigen?“

„O danke, wir sind alle ganz wohl! Sie wollten mich etwas fragen, Herr Lieutenant?“

„Was ich für ein ausdrucksvolles Gesicht haben muß!“ dachte Fritz etwas verdutzt. Laut sagte er:

„Ja — hm — allerdings — Sie waren doch, wenn ich mich nicht irre, in Fräulein Gerolds Gesellschaft, meine Gnädige —“

„Ganz recht! Sie ist mir aber von Herrn Professor Delmont entführt worden!“

„Also doch! Dieser Mensch hat einen verblüffenden Treffer an sich, und mein armer Reginald — Verzeihung! — ich bin in Begriff, eine ungeheure Dummheit zu sagen.“

„Ach nein, Herr Lieutenant!“ Frau Weyland sah ganz treuherzig zu ihm in die Höhe. „Sie meinen Ihren Vetter, den Pfarrer von Sankt Lukas, nicht wahr? Nun, wir trafen ihn, eh wir hierhergingen, er konnte uns nicht begleiten, hatte eine Zusammenkunft mit einem Herrn vom Kirchenkollegium —“

„Daß den der Teufel hole!“ brach der heißblütige Lieutenant los. „Verzeihung, gnädige Frau! Aber wenn Sie wüßten —“

ich habe da so mein stilles Plänchen — Reginald ist ja ein so herrlicher Mensch, nur eben ein wenig hübsch, versteht nicht, drauf zu laufen . . . ich hatte mir's hübsch gedacht, ihm etwas die Wege zu ebnen —“

„Ach auch!“ fiel die junge Frau ein. „Selten hat ein Mann mir mehr Sympathie eingefloßt als Ihr Vetter, und ich denke mir, er wäre imstande, ein großes Glück — Annie zu besitzen hätte ich für ein großes Glück! — vollauf zu würdigen. Aber, Herr Lieutenant, auch wenn wir beide in dieser Sache Bundesgenossen würden, es ist schon zu spät!“

„Auch wenn ich einen dritten und sehr wichtigen Genossen dazu werden könnte — Fräulein Thekla Gerold? Stellen Sie sich vor, daß diese geistreiche Dame mich, Fritz Conventius, mit ihrem besondern Wohlwollen beehrt —“

„Ich hörte davon, Sie sind ja nächstens überall der Bevorzugte, bester Herr Lieutenant, auch bei Rainers scheinen Sie eine gute Nummer zu haben. Aber selbst wenn Thekla unsern Plan billigte, sie würde schwerlich die Hand dazu bieten, sie würde hierin ihre jüngere Schwester nicht beeinflussen wollen, selbst wenn sie es könnte. Und Annie wäre in so wichtigen Dingen auch von niemand zu lenken, sie wird, darauf möchte ich schwören, nur ihrem eigenen Herzen folgen — und dies hat bereits gesprochen!“

Fritz von Conventius starrte ganz erschrocken nach der Gegend hin, in welcher Annie mit dem Professor verschwunden war.

„Sie meinen also wirklich?“

„Ja, ich meine wirklich!“ bestätigte sie nachdrücklich.

Das offene Gesicht des Lieutenants nahm einen so bestürzten und traurigen Ausdruck an, daß Hedwig Weyland ihn in ihrem Herzen einen lieben Menschen nannte. Schweigsam und enttäuscht, jeder in tiefen Gedanken, verließen die beiden Bundesgenossen das Ausstellungsgelände.

Indessen schritt Delmont an Annie Gerolds Seite als „Führer“ dahin. Wie alle Menschen, die von einer Sache viel verstehen und die Schwierigkeit der Erlernung und Ausübung einer Kunst, sofern sie sich überhaupt „erlernen“ läßt, erweisen, urtheilte Delmont sehr milde und einsichtsvoll über seine Berufsgegenossen. Die Nichtswisser und die Halbgebildeten, das sind die schlimmsten Tadler;

je näher ein Künstler selbst der Vollendung in seinem Schaffen steht, um so nachsichtiger wird er andere beurtheilen, die noch auf den untersten Stufen der Ruhmesleiter sich befinden.

Einige Herren und Damen aus dem Publikum folgten den Zweien in einer geringen Entfernung beharrlich nach, um die Aussprüche des berühmten Malers zu hören und später zu verbreiten; sie wunderten sich, wie vieles er lobte, und zwar nicht etwa in gnädig herablassender Weise, sondern ganz sachlich, oft mit warmem Eifer oder offenbarer Freude. Annie, obgleich künstlerisch nicht unwissend, besaß doch nicht immer einen genügend geübten Scharfblick, um Delmont jedesmal zu verstehen, und sie sprach das stets offenerzichtig aus. Wenn der Professor vor einem zwei Hände großen Bildchen, das einen schmalen Streifen Wasser, zwei Kühe, ein halbzerfallenes Hütchen und ein paar windzerzauste Bäume aufwies, in helles Feuer gerieth und es ein Kleinod nannte, so konnte Annie nicht begreifen, was er daran sah, und er mußte ihr deutlich machen, wie köstlich die Luft gemalt, wie schön die Fernsicht, wie fein bemessen die Abstimmung der Farben sei, das sahle Grün der Bäume, das spiegelnde Blaugrau des stehenden Wassers, die buntgefleckten Körper der beiden Kühe. Sah sie seine Belehrung ein, erwachte das Verständniß für dasjenige, was er ihr zu erklären suchte, in ihr, so hatte sie eine kindliche Freude daran, dies zuzugestehen, wovon sie selbst noch keine Ahnung hatte, von welchem sie vor kurzem erklärt hatte: „Das sieht unbedeutend aus, daran finde ich nichts!“ Zuweilen hob sie etwas als schön hervor, was er mit seinen scharfen Malerangenen für das gerade Gegentheil ansah, und sagte er ihr das, dann konnte Annie Gerold lachen, so herzlich, ungezwungen und ansteckend, daß er mit einstimmen mußte. Wie sie ihn umwandelte, wie sie ihn jung machte und glücklich! Von seinem eigenen Gemälde sprach sie nicht. Es wäre dem Mädchen unpassend erschienen, ihm hier von der Wirkung zu sprechen, die es auf sie hervorgerufen, auch hätte sie diese schwerlich in Worte kleiden können; gerade so, wie sie Reginald von Conventius nicht für die Predigt zu danken vermocht hatte, die

doch in ihrem Herzen einen so lauten Widerhall erweckte. Delmont war ganz glücklich, daß ihm Annie nicht mit Schmeicheleien kam, es hätte ihm den vollkommen ausgeglichener und reispollener Eindruck ihrer Persönlichkeit getrübt; er hatte nur beim Beginn ihrer gemeinsamen „Kunstreise“ zu ihr gesagt: „Ich kam natürlich nicht in jene Nische, um mein Bild zu sehen und zu hören, was man darüber sagte,“ worauf sie ihn hastig unterbrochen hatte: „Das konnte ich mir denken!“ — „Sondern,“ beendigte er seinen Satz, „weil ich Sie mitten in dem Menschengedränge erkannt hatte und gern mit Ihnen sprechen wollte!“

Ah, Annie Gerold war glücklich, so glücklich! Sie ging wie auf Wolken, sie dachte nicht an Zeit und Stunde, nicht an die Menschen und ihr kleinliches Thun. Wie er sie ansah, wenn er zu ihr sprach, es durchschauerte sie! Sein Blick glitt schmeichelnd und lieblosend über ihr junges Antlitz, und seine gedämpfte Stimme klang so weich. „Ich gehöre Dir, Dir ganz allein! Ich bin nur für Dich da!“ schienen Blick und Stimme zu sagen.

Und als sie dann, leider, leider! doch endlich bemerken mußte, wie der große Saal immer leerer wurde, und mit heimlichem Schreck die späte Stunde feststellte, da hatte er ihre Hand genommen und gefragt, wann er sie besuchen dürfe; es klang sehr bedeutsam, ganz und gar nicht wie eine gewöhnliche Höflichkeitfrage. Und sie erinnerte sich, daß er ihr erzählt hatte, wie er des Vormittags am besten malen könne, und wie zumal jetzt, in den lichten Frühlingstagen, diese Stunden ihm die liebsten seien; und sie hatte die Zeit zwischen fünf und sechs Uhr des Nachmittags genannt, er hatte zugefagt und seinem Ego gepuffen, dem klugen, treuen Thier, und dann hatten sie Abschied von einander genommen im hellen, funkelnden Sonnenschein, unter dem klarblauen Venzhimmel, der sich über ihnen wölbte, weit, weit, unermeßlich, wie ein großes, wunderbares, unergründliches Glück.

An all das dachte Annie — traumhaft — herzbezaugelt — wie sie, leise vor sich hinlächelnd, den Heimweg antrat.

(Fortsetzung folgt.)

## Herbstfarben.

Kadabra verboten.  
Alle Rechte vorbehalten.

Es ist mühsig, zu streiten, welche der Jahreszeiten am schönsten sei. Sie sind alle schön, jede hat ihre besonderen Reize. Wenn wir aber vom ästhetischen Standpunkt die Landschaftsbilder in den jahraus jahrein wechselnden Kleidern betrachten, so dürfte in vieler Hinsicht der Herbst den Preis davontragen.

Im Herbst scheidet die Pflanzenwelt von uns und ihr Abschied gestaltet sich zu einem förmlichen Feste. Die Blumen sind verblüht, dafür aber erglänzt jedes Blatt in wechselvollen Tinten, und namentlich unser Laubwald erscheint in einer Farbenpracht, mit der sich selbst die der tropischen Waldungen nicht messen kann.

Ich will dem Leser ein Bild, das ihm ohne Zweifel aus eigener Anschauung bekannt ist, in Erinnerung zurückrufen.

Vor meinem Fenster erheben sich bewaldete Höhenzüge. Der mittlere ist mit gemischtem Walde bestanden. Im Sommer ist er sozusagen ein langweiliger Berg, eine eintönige grüne Masse, in der selbst ein geübtes Auge einzelne Bäume nicht zu erkennen vermag. Anders im Herbst.

Der Grundton des Bergwaldes ist jetzt braunroth geworden. Er wird durch die vollen Kronen der Rothbuche gebildet, die eigentlich erst jetzt ihren Namen verdient. Auf diesen Teppich hat der Herbst wunderbare Muster gezeichnet. Aus den braunrothen wolkenartig sich übereinander aufstürmenden Massen leuchten hellere Farben hervor.

Dort ragen spitze Kuppeln, die Weißbuchen, die noch im großen und ganzen grün, aber an der Spitze der Zweige bereits gelb gefärbt sind. Hoch oben am Berge züngeln ein paar Gipfel wie gelbe Flammen empor, es sind die schlanken, bereits ganz entfärbten Birken; an anderen Stellen wieder erheben sich einige abgerundete, schwefelgelbe Kuppen, die Kronen der Ahorne und neben ihnen steht fast brennend wie Feuerluth der purpurothe Gipfel einer Vogelkirsche hervor. Die Eichen sind noch grün, aber erst jetzt kommt ihre zerrissene vielzackige Krone zur kraftvollen Geltung.

Dieses bunte und doch harmonische Bild wird von den dunkelgrünen Tannewäldern zur Rechten und zur Linken und oben von dem klaren blauen Himmel eingerahmt, während unten der Wiesengrund noch in frischem Grün prangt und die Erle an Wache nicht die geringste Verfärbung zeigt.

Der Wald liegt im Sterben, aber für uns hat er erst in diesem Augenblick Leben gewonnen, denn wir sehen jetzt nicht mehr eine eintönige grüne Laubmasse, sondern Gruppen ausgeprägter Baumgestalten.

Das Schauspiel der herbstlichen Verfärbung des Laubes tritt nicht überall in derselben Schönheit auf; es wird durch die Mischung der Arten und Formen in einem Waldbestande bedingt. In Europa sind die Rhein- und Donauufer wegen ihrer herbstlichen Pracht berühmt.

Leider ist diese Herrlichkeit nur von kurzem Bestande; bald kommen die ersten Fröste und die kalten Nordwinde; das bunte Gewand der Bäume wird von den Zweigen gerissen und die dünnen Blätter tanzen im Winde und werden zu unscheinbaren braunen Haufen zusammengehaut.

Etwas länger dauert die Verfärbung des Laubes in Nordamerika an Lorenzströme und an den kanadischen Seen. Hier ist der Reichthum der gemischten Wälder an Arten und Formen bedeutend größer und die Farben sind glühender und mannigfaltiger. Eine Stromfahrt im Herbst gleicht in jenen Gebieten einer Fahrt durch ein Feenland, und keine andere Waldlandschaft der Welt kann in dieser Hinsicht mit der nordamerikanischen sich messen.

Bei uns in der Ebene und in den Hügelländern kommt der Wald in herbstlichen Farben zur Geltung, die niederen Sträucher und Stauden verschwinden gegen die Pracht der hohen Bäume, und die Wiesen bieten nur ein mattes Bild.

Dort aber, wo es keine Bäume mehr giebt, in den arktischen Gebieten und im Hochgebirge, welches über die Baumgrenze emporragt, ist der Herbst nicht minder schön und entfaltet Reize, von denen die sommerlichen Besucher der Berge kaum eine Ahnung haben.

„Amen in den Thalgründen,“ schildert Anton Kerner von Marilaun den Herbst im Hochgebirge, „welche wegen des tieferen Standes der Sonne auf weite Strecken schon im Schatten liegen, bleibt der Boden ununterbrochen weiß bereift, während oben auf den südlich sich abdachenden Bergeshöhen mit dem ersten Sonnenblick auch die nächtlichen Reife schwinden und tagüber milde Lüfte über die Gehänge wehen. Schneehäuter sowie Schwärme der über Alpenpässe ziehenden, hier zu kurzer Rast weilenden Wandervogel sind geschäftig, die Beeren von dem in großer Zahl die Halben überziehenden niedern Strauchwerke abzupicken; die Falter aber, welche im Sommer um die großen Alpenblumen so geschäftig waren, sind verschwunden; hier und da erheben sich noch einzelne bleiche Stabiofen und die dunklen Lehren des spät blühenden norwegischen Aukertrautes, alles übrige ist schon in Frucht übergegangen und der Blütenreigen ist abgeschlossen. Und dennoch machen die Gehänge jetzt den Eindruck sommerlicher Kluren, die mit ungezählten Blüten geschmückt sind. Das sommergrüne Laub der niederen Stauden und Kräuter und insbesondere der verzweigten buschigen und teppichbildenden Sträucher gewinnt eben während dieser kurzen Zeit rothe, violette, gelbe Farbentöne, welche den lebhaftesten Blütenfarben an Schmelz und Leuchtkraft nicht nachstehen. Am auffallendsten treten die sommergrünen Heidelberggewächse und eine Art von Bärentrauben hervor. Während die Blätter der Moosbeere einen violetten Farbenton annehmen, kleiden sich die Heidelbeeren in tiefes Roth und die Alpenbärentraube in weithin sichtbaren Scharlach. Die herbstlich gefärbten Blätter dieser letzteren Pflanze zeigen überhaupt das schönste Roth, das an irgend einem Laubwerke im Herbst beobachtet wird, noch viel feuriger als jenes der nordamerikanischen Rube und des Essigbaumes, und wenn das Laub dieser Bärentraube auf einem Berggarte von den schiefeinfallenden Sonnenstrahlen durchleuchtet wird, so glaubt der tiefer unten stehende Beobachter Strontianflammen aus dem Boden hervorzüngeln zu sehen. Auch die Blätter zahlreicher nicht holziger Gemächse, so namentlich der alpinen Geranien und des Alpenhabichtsträutes, färben sich vor dem

Beszen am Saume und längs der Nerven und nehmen sich von fern wie rothe, violette und scheidige Blüten aus. Das Farbenpiel in der Alpenregion wird noch dadurch wesentlich gehoben, daß es an breiten Flächen mit dunklen Tönen nicht fehlt. Die Zahl der immergrünen Gewächse ist dort eine verhältnismäßig große, und insbesondere erhalten mehrere jener Arten, welche bestandbildend auftreten, ihr grünes Laub unter der lange dauernden winterlichen Schneedecke bis in die Vegetationsperiode des nächsten Jahres. Die Bestände aus Vögeln, die Gesirupe der Alpenrosen, die Gruppen der schwarzfrüchtigen Kauschbeere und die schimmernden Teppiche aus der immergrünen Varentraube bringen mit ihren dunkelgrünen Farben eine gewisse Ruhe in das bunte Gewirr."

Das reizende Schauspiel der Verfärbung des sommergrünen Laubes in der alpinen Region erstreckt sich in der Regel nur auf 14 Tage. Dann lösen sich die bunten Blätter von den Zweigen und Zweiglein ab, und bald breitet sich eine dichte, bleibende Schneelage über das Hochgebirge aus. „Die Kämme, Galden und Mulden, auf welchen kurz vorher noch feuriges Roth und helles Gelb zwischen den dunklen Vögeln und Alpenrosen aufblühte, heben sich jetzt mit blendendem Weiß vom winterlichen Himmel ab."

Den Tropen fehlt die Pracht der Laubverfärbung. Der Herbst dauert dort überhaupt nur eine kurze Zeit. Auf die Regenzeit folgt in rauhem Uebergang der feigende Winter und die meisten laubwerfenden Bäume verfärben sich nicht, ihre Blätter fallen noch grün von den Zweigen.

Wenn uns der Anblick der herbstlich geschmückten Wälder und Berglandschaften mit Entzücken und Bewunderung erfüllt, so ruft der gleichzeitig auftretende Laubfall wehmüthige Stimmungen in unserer Seele hervor.

„Ein Herbsttag giebt über uns das Verständniß des Scheidens aus," sagt Nothmähler, aber er fügt gleich hinzu: „das Scheiden ist eine erschütternde Stärkung für das sinnliche Gemüth." Das Bild des Berggehens, welches uns der Herbst darbietet, ist schon darum nicht tröstlos, weil wir in ihm den Knospenbilder, den Vater des kommenden Lenzes erblicken. So singt auch Homer:

„Müthiger Todensohn, was fragst Du nach meinem Geschlechte?  
 Folgen sich doch, wie die Blätter am Baum, die Menschengeschlechter:  
 Wellende streut auf die Erde der Wind und andere neue  
 Bildet der knospende Bald im wiedergeborenen Frühling.  
 Ebenso wächst ein Menschengeschlecht und das andere schwindet."

Unter allen Eindrücken, die der Wechsel der Jahreszeiten hervorruft, ist der des Herbstes, des Laubfalles, der Laubverfärbung, sicher der nachhaltigste, und dem Wanderer durch Berg und Thal bietet gerade der Herbst die schönsten Naturgenüsse. Das wissen viele und schieben ihre Reize klug über die heiße Sommerzeit hinaus.

Wenige, welche dann die Pracht des Herbstes genießen, wissen sich jedoch von den inneren Vorgängen in den Pflanzen, welche sie verursachen, Rechenschaft abzulegen. Und doch ist die Kenntniß der Ursachen der Verfärbung des Laubes dazu angethan, dem wechselvollen Bilde, das vor unseren Augen sich entfaltet, einen besonderen Reiz zu verleihen.

Der Haushalt einer Pflanze ist nach weisen wirtschaftlichen Regeln eingerichtet. Unnötige Ausgaben werden in ihm vermieden. Wenn darum an die Pflanzen beim Abschluß der Vegetationsperiode die Nothwendigkeit herantritt, ihr Laub abzuwerfen, so sucht sie alles Brauchbare aus den Blättern zu retten. Es tritt alsdann von den Blättern eine Massenauswanderung der brauchbaren Stoffe nach den Zweigen und Wurzeln ein, wo sie bis zum Wiedereerwachen der Pflanze aufbewahrt werden. Außer den Eiweißstoffen, den Kohlehydraten wandert auch der grüne Farbstoff, das Chlorophyll, aus und an seiner Stelle bleiben nur kleine gelbe Körnchen in den Blattzellen zurück. Diese bewirken alsdann die Gelbfärbung des Herbstlaubes.

In vielen Fällen aber muß diese Massenauswanderung der brauchbaren Stoffe vor dem Sonnenstrahlen geschützt werden. Viele Pflanzen bilden zu diesem Zwecke einen Farbstoff, der von den Forschern Anthocyan (Blumenblau) genannt wird. Das Anthocyan ist blau, aber durch Säuren wird es roth und bei geringen Beimengungen von Säuren violett. Während der Auswanderung der Stoffe im Herbst wird nun in den Blättern gewisser Pflanzen das Anthocyan als schützende Decke ausgebreitet und schimmert je nach der Zusammenfügung der Blattsäfte in blauer, rother und violetter Farbe; dazu gesellen sich die übriggebliebenen gelben Körnchen, die Rückstände des ausgewanderten Chlorophylls, die, wenn sie in größeren Mengen vorhanden sind, mit dem Anthocyan Orangefarbe geben.

Fällt schließlich ein weisses Blatt zu Boden, so sind in ihm keine werthvollen Stoffe mehr vorhanden, die Pflanze hat nur ein todttes Gerüst abgeworfen.

Das Erglühen des Herbstlaubes ist somit kein Zeichen des Todeskampfes. Der Dichter mag darin den Tod erblicken, der Forscher weiß vielmehr eine kraftvolle Aeußerung des Lebens nach. Dies erhöht unsere Freude an dem Anblick der herbstlichen Natur; in dem schönen Farbenanzug sehen wir nicht den Tod, sondern das sanfte Einschlummern. Diese Farbenpracht ist nicht das letzte Aufblühen einer verlöschenden Lampe, sondern das Abendroth im Pflanzenleben, auf welches bald der strahlende Morgen und der helle Tag, der Frühling und der Sommer folgen müssen. Das Anthocyan finden wir, wenn die Knospen im ersten Frühjahr spingen, wieder. Die jungen Blättchen sind vielfach zuerst roth oder violett gefärbt, auch sie sind mit einer schützenden Decke gegen die zerfressende Kraft des Sonnenlichtes versehen. Erst wenn sie erstarren, entledigen sie sich derselben und prangen in frischem Grün.

## Die ersten Emigranten und ihre Schicksale.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten.

Von Eduard Schulte.

Am 18. Juli 1789 erhielt der Kommandant von Valenciennes, Graf Eplerhazy, ein in französischen Diensten stehender Offizier aus einem bekannten ungarischen Hause und mit der französischen Königsfamilie persönlich befreundet, spät abends die Aufforderung, sich auf dem Postamt einzufinden. Als er dieser Verfügung nachkam, traf er den eben aus Paris angelangten jüngsten Bruder des Königs, den Grafen von Artois, an, und Briefe von der Hand Ludwigs XVI. und Marie Antoinettes wiesen ihn an, Sorge zu tragen, daß der Graf, seine Söhne und seine Begleiter ungefährdet die Landesgrenze erreichen könnten. Wenige Tage vorher, am 14. Juli, hatte die Erstürmung der Pariser Bastille die Reihe der Gewaltthatigkeiten der Revolutionszeit eröffnet, und der König hatte seinem Bruder, der als Führer des hochmüthigen Hofadels in der Hauptstadt besonders verhaßt war, zu dessen eigener Sicherung den Befehl gegeben, das Land so lange zu verlassen, bis der Unwille gegen ihn sich gelegt habe. Am folgenden Tage kamen auch die Söhne des Grafen von Artois, der Herzog von Angoulême und der Herzog von Berry, in Valenciennes an. Mit ihnen und den Begleitern berieth sich der Graf, wohin er sich wenden solle, und er beschloß, sich zunächst nach Brüssel zu begeben. Eplerhazy verließ die Reisenden mit einer veritablen Schutzwache und begleitete den Grafen von Artois bis zur Grenze. Dieser sagte gleichmüthig: „In drei Monaten kommen wir wieder."

In Brüssel stellte sich Artois der Regentin der damals österreichischen Niederlande, des heutigen Belgiens, vor, der mit dem Herzoge von Sachsen-Teschen vermählten Erzherzogin Marie Christinne. Diese befragte ihren Bruder, den Kaiser Joseph II., wie sie sich gegen die Fremden zu verhalten habe. Der Kaiser fürchtete Unzuträglichkeiten von dem Aufenthalte des Grafen und verlangte, daß er Brüssel verlasse. Der Graf reiste darauf in langsamem Tagereisen südwärts durch die Schweiz, und nachdem er sich vergewissert hatte, daß sein Schwiegervater, der König von

Sardinien, ihn aufnehmen werde, ließ er sich in Turin nieder. Seine Gemahlin, seine beiden Söhne und einige Herren und Damen des hohen französischen Adels nahmen dort ebenfalls ihren Aufenthalt. Nach ihnen kamen viele andere Franzosen. Man fürchtete drohende Neben gegen die Wächter in Paris. Choiseul, der französische Gesandte in Turin, bemerkte mit Unruhe, daß die Franzosen sich gegenseitig aufregten und in Drohungen überboten. Ebenso wie der sardinische Hof fing er an, ihre Gegenwart als unbequem zu empfinden. Er meldete nach Paris, daß der Graf von Artois viele Verathungen mit seinem Haushofmeister habe, denn das Geld sei knapp; der Hofhalt des Grafen bestand aus zweihundachtzig Personen.

Mit dieser Wanderung des Grafen von Artois beginnt die französische Emigration, und des Grafen Beurtheilung der politischen Lage, sein Verhalten und seine Schicksale schon bis zu diesen Augenblicke sind für die Emigranten unter dem Hofadel gleichsam vorbildlich. Er und seine Freunde und Genossen meinten, man habe die Schreier in Paris und Versailles nicht rechtzeitig zur Ruhe verwiesen; es sei nothwendig, daß man das bald nachhole, damit der Aufenthalt in der Fremde sich nicht auf halbe Jahre erstrecke. Er und die Seinigen wurden zugleich lästige Gastfreunde, denn sie waren unruhig, anspruchsvoll und nur für eine kurze Reise mit Geld versehen, und ihre Haltung zu den Vorgängen in Frankreich mußte den Fürsten und Staatsmännern, in deren Ländern sie sich niederließen und die mit den Behörden des mächtigen Nachbarlandes keine Weiterungen haben wollten, unbehaglich und bedenklich sein.

Von der unbedingten und ausschließlichen Berechtigung der Königsmacht und der Adelsprivilegien, wie sie sich bis dahin entwickelt hatten, fest überzeugt, genußsüchtig, leichtgläubig, oberflächlich, unbeherrschbar, selbstbewußt und mißtrauisch, war der Graf von Artois das Oberhaupt und der vornehmste Vertreter jener Emigranten, die für Frankreich, für die königliche Sache und für sich selbst

zum Verhängniß wurden. Er hauptsächlich hat die Lehre ausgebildet, daß man nicht Frankreich bekämpfe, wenn man die Regierungen bekämpfe, welche unrechtmäßigerweise dort beständen.

Dem Sage, daß die Emigration ein Fehler gewesen sei, darf man gewiß den anderen entgegenstellen, daß es gerathener war, auszuwandern, als sich guillotiniern zu lassen. Aber wer auswanderte, betrat einen mißlichen Weg, wenn er die fremden Mächte zu einem Kriege gegen Frankreich aufstachelte und gegen die vaterländischen Heere tritt. Selbst ein Bürgerkrieg, von dem für seine und des Königs Vorrechte eintretenden Adel allein ausgefochten, konnte der Sache, für welche dieser Adel eintrat, nicht so unheilbaren Schaden bringen wie die Verbindung mit dem Auslande.

Freilich ist es leichter, aus der Kenntniß der Ereignisse nachträglich in kühler Erwägung eine solche Lehre zu ziehen, als es für den Grafen Artois und seine Gesinnungsgenossen war, diefer Lehre nicht entgegenzuhandeln; die überkommene Stellung und Lebensanschauung trieb sie einmal auf diesen Weg.

Der Graf von Artois betrachtete sich, da sein älterer Bruder, der Graf von Provence, erst im Juni 1791 Frankreich verließ, zunächst als den geborenen Leiter der französischen Politik im Auslande, und sein Beirath war der starzsinnige und verblendete Calonne, der frühere Finanzminister. Von Turin aus, auf Reisen durch Italien und Deutschland, durch Zusammenkünfte mit den Monarchen von Oesterreich und Preußen, und seit dem Juli 1791 von Koblenz aus suchte er einen Feldzug verbündeter Herrscher gegen das neue Frankreich zustande zu bringen, damit dort, mit Ludwig XVI. oder auch ohne ihn und selbst gegen ihn, das alte Königthum und die alten Adelsvorrechte wiederhergestellt würden. Daß Frankreich an Oesterreich und Preußen den Krieg erklärte — es geschah im April 1792 — war nicht zum geringsten Theile die Schuld des Grafen Artois. Enttäuschungen und Demüthigungen, die ihm die fremden Höfe bereiteten, die Geldverlegenheiten, die ihn fast beständig drückten, die Mahnungen Ludwigs XVI. und die Bitten der Königin, sich ruhig zu verhalten und die ihnen drohenden Gefahren nicht zu vermehren, machten ihn nicht besonnener und vorsichtiger. Kein Emigrant hat so verderblich auf das Schicksal des Königspaars und auf den Gang der Dinge in Frankreich eingewirkt wie der Graf von Artois, und als er im Jahre 1814 aus England nach Frankreich zurückkehrte, war er unter den Bourbonen derjenige, auf den am meisten der Vorwurf paßte, daß sie „nichts gelernt und nichts vergessen“ hätten.

Weniger unbefonnen als der Graf von Artois war dessen älterer Bruder, der Graf von Provence, der ebenfalls nach Koblenz kam und nun, im Wettstreit mit Artois und auf das Vorrecht des Älteren gestützt, in die Parteileitung mit eingriff. Obwohl er in jenen Jahren alle Einbildungen der Emigranten

theilte, lernte er in entbehrungs- und erfahrungsreicher Verbannung die Menschen und Dinge richtiger schätzen, so daß er, im Jahre 1814 auf den französischen Thron als Ludwig XVIII. berufen, wenigstens den übertriebensten Ausschreitungen seiner ehemaligen Genossen entgegenzutreten wußte und überhaupt mehr Herrschergaben entfaltete als seine Brüder.

Der dritte Leiter der Emigration, und zwar der militärischen, ist der Prinz von Condé, der unter den hervorragenden Emigranten am meisten Kriegserfahrung hatte. Er war mit seinem Sohne, dem Herzog von Bourbon, und mit seinem Enkel, dem Herzog von Enghien, auch erst in Turin und hielt sich dann meist in Worms auf.

Die Versuche dieser Prinzen, von Turin aus eine Erhebung königlich gesinnter Bauern und der dem Könige treu gebliebenen Regimenter zu bewirken, hatten geringen Erfolg. Dagegen blieben ihre Aufforderungen, daß wehrfähige Adlige zu ihnen stößen und Soldaten zu ihnen desertieren möchten, nicht wirkungslos, und auf eine erste Emigration derer, die sich im Auslande in Sicherheit zu bringen suchten, folgte eine zweite, die man die „ehrenhalber“ oder zur Verteidigung von Thron und Altar unternommene nannte. Außer dem Hofadel und adligen und bürgerlichen Soldaten gehörten zu ihr auch viele Geistliche, welche die sie zu Staatsdienern erklärende Verfassung nicht beschwören wollten, und Mönche und Nonnen, die man aus ihren Klöstern vertrieben hatte; der Umlauf der Assignaten, jenes Papiergeldes, das Zwangskurs haben sollte und dessen Werth beständig sank, und die willkürliche Festsetzung der Getreidepreise veranlaßten zahlreiche Geschäftsleute, Ländereigentümer, Kaufleute, Handwerker und Wandel besser geschätzt

und gesichert waren. Die zunehmende Auflösung der öffentlichen Ordnung, die Machtlosigkeit der ordentlichen Gerichte, die Möglichkeit, gemeine Rachsucht und Habsucht dadurch zu befriedigen, daß man auf aristokratische oder freiheitsfeindliche Gesinnung denunzierte, um dann den Denunzierten verhaftet zu sehen und von der Einziehung und dem Verkauf der Güter desselben selber Nutzen zu haben, vergrößerte von Woche zu Woche die Zahl der Auswanderer.

Hatten die ersten Emigranten gemeint, daß der Aufenthalt in der Fremde eine Art Vergnügungsreise von einigen Monaten sein werde, so nahm man nun die Sache ernster und richtete sich auf eine längere Abwesenheit ein. Belief sich die Zahl der Emigranten, die im Sommer 1789 ausgewanderten, auf Hunderte, so zählte man im folgenden Jahre schon Tausende; man rechnet, daß im Herbst 1790 täglich durchschnittlich 75 Reisewagen mit Emigranten Paris verließen. Im November 1791 wurde die Zahl der Emigranten amtlich auf mehr als 200000 geschätzt.



Tränmerei.

Nach einem Gemälde von George v. Hoeflin.  
Photographie im Verlage der Photographischen Union in München.



Dem Zuge der Emigranten hätte das Königspaar, wenn es auf dem Wege zur Ostgrenze keine treuen Truppen mehr vorfand, mit seinen Kindern sich gern angeschlossen, aber bekanntlich wurde es, nachdem es Paris heimlich und unbehelligt verlassen hatte, am 21. Juni 1791 in Saint-Menehould erkannt, in Barennes angehalten und nach Paris zurückgeführt. Einige Monate früher waren zwei Tanten des Königs, Töchter Ludwigs XV., noch glücklich über die Grenze gekommen, freilich erst, nachdem sie unterwegs vielfach belästigt und zwölf Tage gefangen gehalten worden waren.

Anfangs legten die Behörden der Auswanderung keine Hindernisse in den Weg, verlangten auch keine Pässe, und es galt dann nur, dem rohen und unbesonnenen Eingreifen des Pöbels zu entkommen, der hier und da die Reisenden als Aristokraten festhielt. Im November 1791 aber wurde auf die Ansammlung bewaffneter Landesangehöriger an den Grenzen Todesstrafe gesetzt, und seit dem März 1792 durfte niemand das Land verlassen, ohne mit einem Passe versehen zu sein. Meinte die Behörde, Grund zum Mißtrauen zu haben, so verweigerte sie den Paß. Wie die Dinge einmal standen, wurde nun die Ausstellung der Pässe von höheren und niederen Beamten zu Exprobrationen benutzt. Man knüpfte die Bewilligung eines Passes an Geldzahlungen, und es kam vor, daß ein Paß 10000 Franken kostete. Es wurde Sitte, in allerlei Verkleidungen über die Grenze zu gehen, wie denn der Graf von Provence als Diener seines Begleiters gekleidet entkam. Frau von Staël, die sich in jenen Jahren in der Schweiz aufhielt, rettete eine Anzahl von ihren bedrohten Freundinnen in Paris, die ihres vornehmen Namens wegen auf keine Pässe rechnen durften, auf folgende Weise: sie suchte in der Schweiz eine Frau, deren Signalement dem einer bestimmten Freundin ungefähr gleich, und bestimmte sie durch Geschenke, mit einem schweizer Paß nach Paris zu reisen. Dort lieferte die Schweizerin den Paß an die betreffende Freundin ab, und diese konnte nun, indem sie den Paß als den ihrigen vorwies, als angebliche Schweizerin ungefährdet Paris und Frankreich verlassen. War sie in der Schweiz in Sicherheit, so wandte sich die Schweizerin in Paris an den dortigen Vertreter ihrer Heimath und ließ sich, weil sie den ersten Paß verloren habe, einen zweiten ausstellen, mit dem sie dann nach der Schweiz zurückkehrte. Auswanderungslustige Damen, welche allein standen oder, um die Entdeckung zu erschweren, ohne die männlichen Mitglieder ihrer eigenen Familie oder getrennt von ihnen reisen wollten, versielen auf folgendes Auskunftsmitel: sie wandten sich an Ausländer, namentlich an Schweizer, und gewannen sie gegen Entgelt dafür, daß sie sich mit ihnen in bürgerlicher Eheschließung zum Schein verheiratheten. Ein solches junges Paar suchte dann um einen Reisepaß nach, und die Behörden verweigerten diesen einem Ausländer und seiner Frau nicht, nachdem sie sich durch Einsicht in das die Eheschließung bekundende Aktenstück überzeugt hatten, daß das nachsuchende Paar wirklich verheirathet, die französische Frau also nunmehr die Bürgerin eines anderen Staates war. Der Mann brachte hierauf mit Hilfe des Passes seine angebliche Frau über die Grenze und kehrte nach Paris zurück, um sich mit einer anderen Frau, die sich seiner Beihilfe bedienen wollte, wieder trauen zu lassen und dasselbe Spiel zu wiederholen. Ein Schweizer, der diese Art von Paßbeschaffung geschäftsmäßig und mit beträchtlichen Einnahmen betrieb, wurde erst abgefakt, als er sich auf einem der Pariser Standesämter zu seiner achtzehnten Eheschließung anmeldete.

Weitere Gesetzesbestimmungen gegen die Emigranten blieben nicht aus. Im Oktober 1792 wurde die Rückkehr nach Frankreich bei Todesstrafe verboten, und selbst Kinder, welche über zehn Jahre alt waren, sollten wie erwachsene Emigranten abgeurtheilt werden. Die Güter der Emigranten wurden eingezogen. Ihre im Lande gebliebenen Frauen, Kinder und sonstigen Verwandten sollten getödtet werden, und wenn dieses Gesetz auch nicht überall zur Ausführung kam, so sind ihm doch Hunderte zum Opfer gefallen. Selbst die Abwendung von Geld, ja nur von Briefen an Emigranten hat wiederholt die Hinrichtung der Absender zur Folge gehabt. Schuldner durften ihren Verpflichtungen gegen Emigranten bei Todesstrafe nicht nachkommen. Im März 1793 wurde umgekehrt der Tod denjenigen Emigranten angedroht, welche nicht zurückkehrten, und seit dem Oktober 1794 sollte die Thatfache der Emigration die Ehe ohne weiteres aufheben.

Die Länder, wohin sich der Strom der Auswanderer ergoß,

waren besonders die Nachbarländer, die Schweiz, Italien, England, Belgien, die Niederlande und Deutschland; Bern und Turin, Rom und Venedig, London und Brüssel, Koblenz und Mainz, später auch Hamburg beherbergten in den ersten Jahren die zahlreichsten Emigrantensolonien. Aber auch die übrigen europäischen Länder wurden aufgesucht, ferner die Vereinigten Staaten von Nordamerika, Kanada, Persien, Indien und sogar Siam. Die reichsten Familien traf man in London und Brüssel, die Militärs in Koblenz, Mainz und Worms, die ärmeren Leute, die ihr früheres Gewerbe oder Handwerk nun in der Fremde betrieben, meist in der Schweiz, weil die Lebensmittel damals dort am billigsten waren. Die Geistlichen, Mönche und Nonnen gingen in der Regel nach den überwiegend katholischen Ländern, wie denn Italien etwa 2000, Spanien etwa 3000 Personen geistlichen Standes aufnahm.

Nur wenige Emigranten hatten noch rechtzeitig Gelegenheit gefunden, ihr Vermögen zu Gelde zu machen und ganz oder zu einem erheblichen Theile mit in das Ausland zu nehmen. Die meisten waren auf die Gastlichkeit und Mildthätigkeit ihrer besser versehenen Schicksalsgefährten und der Fremden, dann auch auf den eigenen Erwerb angewiesen. Viele, die anfangs in Ueberfluß oder doch ohne Entbehrung gelebt hatten, geriethen früher oder später in große Bedrängniß, weil die eigenen Mittel nicht vorhielten, Gastlichkeit und Mildthätigkeit erlähmten oder sich erschöpften und die eigene Erwerbsthätigkeit nicht lohnend war. Die nach Italien und Spanien geflüchteten Welt- und Klostergeistlichen, zunächst auf die Unterstützung durch ihre geistlichen Brüder und Schwestern angewiesen, litten, da ihrer gar zu viele kamen, mit wenigen Ausnahmen Mangel. Einer Minderheit von bevorzugten Emigranten gelang es, in fremden Hof-, Staats- und Kriegsdiensten ein Unterkommen zu finden, wie z. B. der Herzog von Richelieu russischer Offizier und Verwaltungsbeamter wurde; er zeichnete sich im Kriege gegen die Türken aus und erwarb sich Verdienste um das Aufblühen von Odesa. Am österreichischen Hofe und in der österreichischen Armee fanden Emigranten namentlich lothringischer Abkunft Aufnahme, weil das aus Lothringen stammende Herrscherhaus sie begünstigte.

Die glänzende, an Hoffnungen und Einbildungen reichste Zeit verlebte die Emigration während der ersten Monate ihres Aufenthalts in Koblenz. Der Kurfürst und Erzbischof von Trier, ein sächsischer Prinz und Oheim der königlichen Brüder von Frankreich, gewährte dort als Landesherz seinen beiden Neffen, den Grafen von Provence und Artois, eine königliche Gastfreundschaft und räumte ihnen das Schloß Schönbornlust bei Koblenz als Wohnung ein. Die beiden Grafen theilten ihre Zeit zwischen dem, was sie Regierungsgeschäfte nannten, und zwischen Vergnügungen aller Art. Die Anwesenheit der Gräfin von Provence verhinderte den Grafen nicht, ihrer Ehrendame, der ehgeizigen, trotz ihrer achtunddreißig Jahre noch immer schönen Frau von Valbi zu hulbigen; sie, nicht die Gräfin, war der Mittelpunkt seines Hofes. Wenn sie abends von ihrem Dienst bei der Gräfin in ihre in demselben Schlosse gelegene Wohnung zurückkehrte, fand sie dort den Grafen und eine auserlesene Gesellschaft von Herren und Damen schon vor; mit der diesen Kreisen damals eigenen Unbefangenheit erneuerte sie dann, ein munteres Gespräch führend, vor aller Augen ihre Toilette vom Kopf bis zu Fuß. Der Graf von Artois, dessen Gemahlin in Turin geblieben war, hatte die Frau von Polastron zur Freundin, und die beiden Höfe, deren jeder unter den Emigranten seine Anhänger hatte, intriguirten gegen einander. Man stritt sich bereits um die Aemter und Ehrenstellen, sogar um die Ministerien, die man sich nach dem siegreichen Einzuge in Paris zutheilen lassen wollte. Der Prinz von Condé hatte, obwohl sein Enkel schon neben ihm die Waffen trug, an seinem Hoflager in Worms und später im Felde auch noch eine Freundin, eine Prinzessin von Monaco. Gesellschaften und Feste, Konzerte und Bälle, Liebeshändel, Kartenspiel und Duelle füllten die Zeit der Emigranten aus, und der Uebermuth der jungen Edelknechte stellte die Geduld der Einwohner nicht selten auf eine harte Probe.

Durch Besuche und Gesandtschaften bei den mächtigsten Höfen erreichten die Grafen, daß ihnen in den ersten Jahren für ihren Hofhalt, für ihre Diplomatie und für ihr Heer ansehnliche, wenn auch nicht zureichende Mittel zufließen. Die Kaiserin Katharina II. von Rußland gab im ganzen vier Millionen Franken; andere

Fürsten zahlten ebenfalls entweder einmalige Beiträge oder Jahrgelder; reiche Franzosen gaben ihr Vermögen her, wie Calonne das feinnige, das nach Millionen zählte. Außerdem wurde bei Fürsten, Bankiers und Privatleuten geborgt. Im Jahre 1792 verausgabten die Prinzen 25 300 000 Franken, wovon der Hofhalt und die Diplomatie 1 300 000, das Heer 19 Millionen beanpruchte; der Rest wurde durch die Kosten des Uebermittels und Wechsels von Geldanweisungen und barem Gelde verschlungen. Die größere Hälfte dieser Summe war geliehen. Selbst die Herstellung von falschen Assignaten, welche die Prinzen als einen erlaubten Akt der Nothwehr gegen die Einziehung der Güter in Frankreich ansahen und eifrig betreiben ließen, half ihnen nicht auf. Im November 1792 wurde der Graf von Artois, der spätere König Karl X., zu Maftricht in Schuldbast genommen. Die Schulden wurden erst nach der Rückkehr der Bourbonen auf den Thron und auch dann nicht vollständig bezahlt.

Das Emigrantenheer, das sich in der Stärke von 20 000 Mann um die Grafen und um den Prinzen von Condé am Rhein sammelte, erwies sich als wenig brauchbar. Es gab zu wenig kriegserfahrene Führer, zu wenig gemeine Soldaten, zu viele Offiziere und endlich zu viele Offiziersaspiranten, die, ohne Offiziersstellen erhalten zu können, doch den Anspruch auf solche erhoben und sich nur murrend und trübselig hinein fügten, vorläufig Gemeine zu sein. Die jungen Edelleute prahlten und paradierten und freuten sich der Lorbeeren, die sie im Felde erringen würden; dabei wurden sie so unbotmäßig, daß binnen acht Monaten zweihundert von ihnen durch förmliche *lettres de cachet*, Verhaftungsbefehle, wie man sie früher für die Bastille ausstellte, auf Ehrenbreitstein gefangen gesetzt wurden. Die Truppen wurden bei Beginn des Feldzuges im Sommer 1792 in drei Heereskörper getheilt, welche sich, geführt vom Prinzen von Condé, dem Herzog von Bourbon und den beiden Prinzen, den in Frankreich einrückenden österreichischen und preussischen Heeren angeschlossen. Der Feldzug war nicht sehr rühmlich für diese deutschen und französischen Verbündeten, auch nicht für die von ihnen bekämpfte Armee Frankreichs, obwohl diese Siegerin blieb. Von den Emigranten kamen nur wenige ins Gefecht; wer von ihnen den französischen, seit dem September 1792 republikanischen Truppen in die Hände fiel, wurde erschossen.

Die Emigranten litten durch Mangel an Nahrung und Kleidung, durch Regenfälle und Nachtwachen, durch Anstrengungen und Krankheiten dergestalt, daß ihr Heer, als es, von den Republikanern verfolgt, nach ungeheuren Verlusten wieder nach Deutschland kam, dem nicht unähnlich sah, welches zwanzig Jahre später aus Rußland zurückkehrte. Von den deutschen Städten und Bauern gehaßt und bedroht, tödteten manche Emigranten sich selbst. Die Truppenkörper lösten sich gegen Ende des Jahres 1792 auf. Einige Regimenter gingen in holländische Dienste. Condé befehlt noch einige Tausende um sich, die erst in österreichische, dann in russische und endlich in englische Dienste traten und deren letzte Reste auf Malta und in Portugal für England stritten. Nur ein kleiner Bruchtheil dieser militärischen Emigration sah die Heimath wieder.

Das siegreiche Vordringen der republikanischen Heere vertrieb die Emigranten, welche sich in den deutschen Rheinlanden und in Belgien niedergelassen hatten, weiter in das mittlere und nördliche Deutschland und nach England, und die Mittellosen und Mittellos gewordenen unter ihnen, deren Zahl sich im Laufe der Jahre vermehrt hatte, schlugen sich durch, wie es eben ging. Viele sahen sich gezwungen, ihre letzten Habseligkeiten von Werth, wie goldene und silberne Geräte, Juwelen und Spitzen, zu veräußern. Sie mußten noch froh sein, wenn die staatlichen und städtischen Behörden, die es mit den Machthabern in Frankreich nicht verderben wollten, oder die der Fremden überdrüssige einheimische Bevölkerung sie nicht von Ort zu Ort trieben. Wie schwer diese Verfolgungen, Entbehrungen und Demüthigungen von den am meisten davon betroffenen Familien des hohen Adels empfunden wurden, wird erst ganz verständlich, wenn man sich der Stellung erinnert, welche diese Familien im alten Frankreich einnahmen. Der hohe Adel hatte trotz des Erstarkens der ihn mehr und mehr einengenden französischen Königsmacht immer noch Vorrechte, die ihm wenigstens

in Neußerlichkeiten eine fürstliche Stellung gaben. Ein französischer Herzog dankte sich einem deutschen Herzoge, etwa dem von Braunschweig, ein französischer Marquis einem deutschen Markgrafen, etwa dem von Baden, mindestens ebenbürtig, wenn nicht überlegen. Daß auf manchen französischen Adelsgütern die Bauern nachts die Froschteiche peitschen mußten, damit die Frosche den Schlaf der Herrschaft nicht störten, ist keine Fabel. Die hohe französische Gesellschaft galt auf dem Festlande als die erste und tonangebende, und in der Verfeinerung der Lebensgenüsse war sie vielleicht die anspruchsvollste und verwöhnteste. Kein Wunder, daß diese Gesellschaft den Gegensatz von Einst und Jetzt bitter schmerzlich empfand!

In Hamburg, das wegen seiner Entlegenheit von den Kriegsschauplätzen eine mit Vorliebe aufgesuchte Zufluchtsstätte bot, sah man eine Gräfin von Reuilly einen Laden mit Modewaren, fertiger Wäsche und Parfümerien einrichten. Ein Marquis von Romans und eine Gräfin von Asfeld legten gemeinsam eine Weinhandlung an. Ein Herr von Milon übernahm die Küche in einem großen Gasthose. Einige vertriebene Geistliche verkauften gedruckte Lieder und sangen sie auf den Straßen, auf die Müßiggängigkeit der Zuhörer bauend. Zwei Gelehrte, Ritter des Ludwigskreuzes, vermieteten sich als Hafendarbeiter. Eine Frau von Tesse, aus dem Hause Noailles, war noch bemittelt genug, um nicht weit von Hamburg eine große Milchwirthschaft einzurichten, ein Erwerbszweig, worin dann noch eine größere Zahl von ärmeren Schiffsfahrern und Gefährtinnen beschäftigt wurde. In Etlangen war ein Herr von Beauville Kommissionsrath, ein Herr von Mailly Buchdrucker, und ein Herr von Coignieux leitete die Schuhmacherei. In Bamberg hielt eine Marquise von Guillaume ein Kaffeehaus, und die Schönheit ihrer Tochter lockte zahlreiche Gäste an. In London sah man als bezahlte Komödianten Herren auftreten, die ihren Stammbaum bis zu den Kreuzzügen zurückführten. Eine Marquise von Chabannes hielt dort eine Kleinkinderschule, und eine Gräfin von Boisgelin gab Klavierstunden. Anderswo war eine Gräfin von Périgord Lehrerin, eine Marquise von Bidien Näherin, eine Frau von Lamartinière Stopferin, eine Marquise von Jumilhac Wäscherin und eine Herzogin von Guiche Krankenwärterin. Fertigkeiten und Beschäftigungen, die als Liebhaberei in glücklicheren Tagen die Mußestunden ausgefüllt hatten, wurden jetzt, zur Weiserhaft ausgebildet, zu einer Erwerbsquelle. Die Damen fertigten und verkauften Stickereien, Puhwaren, Papparbeiten, Malereien und Haarbeiten. In einigen Städten erleichterten Vereinigungen der Ortsangehörigen den Verkauf dieser Handarbeiten, wie z. B. in London, wo überhaupt für die Emigranten viel geschah, ein großer Bazar dafür eingerichtet und mit erheblichem Gewinn verwaltet wurde. Hochadlige Herren waren Rechtslehrer, Tanzlehrer, Köche, Liqueurfabrikanten, Buchhalter oder Hausierer. Nicht immer waren die Beschäftigungen, denen die Emigranten sich hingaben, „eingestehbar“. Es gab einige Leute unter ihnen, die sich von Paris aus dafür gewinnen ließen, ihre Schiffsfahrten zu beobachten und über sie zu berichten, also Spionendienste zu thun. Andere fertigten, dem Vorgange der Prinzen folgend, Assignaten, und von den Damen in London, Brüssel, Rom und Koblenz waren einige „Verkäuferinnen von Küßen“. Gingen manche Emigranten zu Grunde, blieben Streit und Mißmuth unter ihnen nicht aus, so konnte man doch noch häufiger beobachten, daß sie sich durch freundliches Zusammenhalten und Frohmuth ebenso sehr auszeichneten wie durch Genügsamkeit und Hingigkeit. Die altfranzösische Lebenslust bewährte sich und behauptete ihr Recht; das eigene Leid suchte man hinwegzusehen und hinwegzuspotten, man klagte nicht, und die Leidenden suchte man zu erheitern.

Die Jakobiner in Paris empfanden es als eine Genugthuung, wenn sie den früheren Gutsunterthanen adliger Familien davon Nachricht geben konnten, daß die einst so anspruchsvolle Herrschaft zu gewöhnlichen und erniedrigenden Dienstleistungen gezwungen sei. Von vielen einst angeesehenen Emigranten kannte man freilich den richtigen Namen nicht, und ihre Spur ging verloren; manche verheimlichten ihren Namen selbst vor ihren Landsleuten und führten einen angenommenen; zuweilen erfuhr man erst nach ihrem Tode, wer sie gewesen waren.

### Denksprüche von D. Sanders.

Nachdruck verboten.  
Alle Rechte vorbehalten.

#### Todessehen.

„Leben, o köstliches Glück!“  
Tübelt es hier; doch zurück  
Tönet von dort es: „O Tod!  
Kletter aus Elend und Noth!“

Aber auch elend, wie sehr!  
Trennt man vom Leben sich schwer,  
Bangt vor dem Ende des Seins  
Ober dem Ende des Scheins.

#### Der gute Stil.

„Wie schreib' ich einen guten Stil?“  
So fragt den Meister der Gefelle.  
„Kein Wort zu wenig, keins zu viel  
Und jedes an der rechten Stelle.“

#### Die wahrhaft Jungen.

„Wer sind die wahrhaft Jungen?“ Das sind  
die Alten,  
Die trotz der Jahre Zahl sich jung erhalten.

#### Ohne Scheu.

Ohne Scheu durchregnen läßt  
Der sich, der schon ganz durchnäßt.

#### Der Böse.

Der Kohle gleicht ein böser Mensch, drum fern  
von ihm dich halt!  
Die Kohle brennt dich, wenn sie heiß, und schwärzt  
dich, wenn sie kalt.

#### Unrecht auf beiden Seiten (russisch).

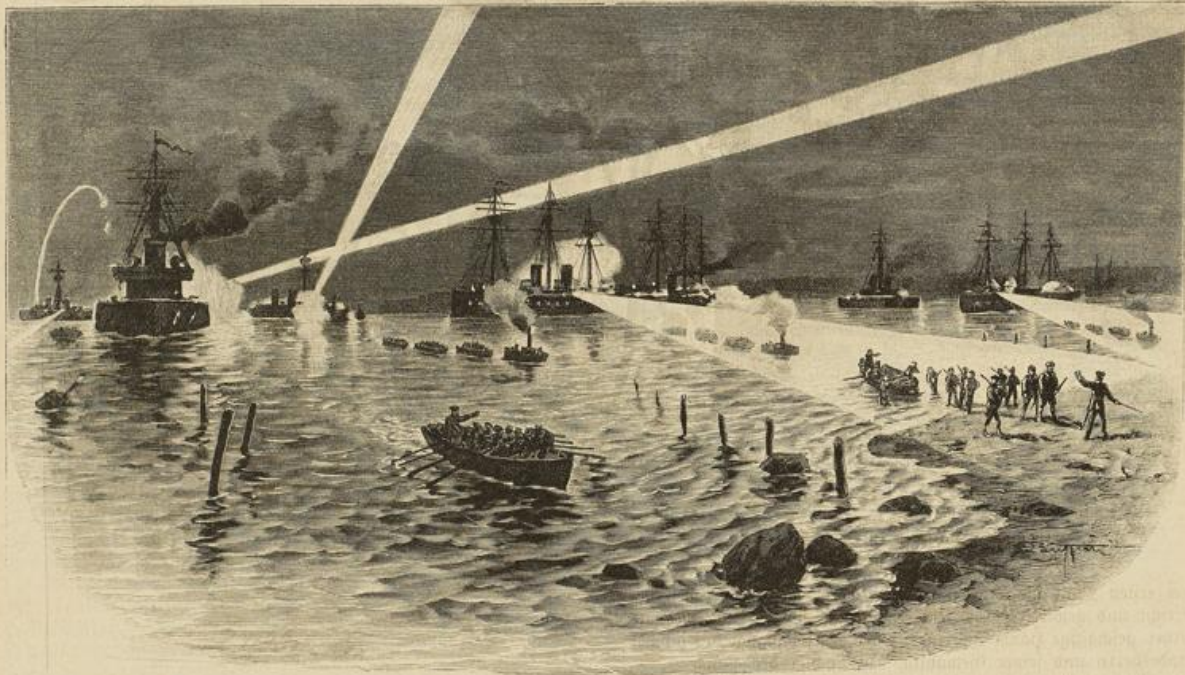
Unrecht, Bär, hast du,  
Daß du fraßest die Kuh;  
Doch ist der Kuh ihr Recht geschehn,  
Was braucht sie in den Wald zu gehn!

#### Weisheits- und Choreschule.

Unglück ist die Weisheitsschule;  
Doch der Mensch ist solch ein Chor,  
Daß er schon seit Adams Zeiten  
Sieht die Choreschule vor.

## Die Kaisermanöver in Schleswig-Holstein.

Schilderung von Werner Frölich. Zeichnungen von H. Lüders und E. Buffetti.



Landungsmanöver bei elektrischer Beleuchtung.

Die Kaiserfeste sind verrauscht, doch in den Herzen des schleswig-holsteinischen Volkes wird noch lange die Erinnerung fortleben an diese kurze, aber herrlich schöne Zeit. Man kann wohl, ohne Widerspruch zu finden, den achttägigen Kaiserbesuch in der meerumschlungenen Nordmark des Deutschen Reiches ein geschichtliches Ereigniß nennen. Schleswig-Holstein hat lange im Schmollwinkel gestanden; man konnte es nicht verwinden, daß durch die politischen Ereignisse der sechziger Jahre eine dem Volkswillen entgegengesetzte Wandlung für das Land herbeigeführt wurde, daß der angestammte Fürst, der Herzog von Schleswig-Holstein-Augustenburg, nicht die Regierung der Herzogthümer übernahm und daß diese eine preussische Provinz wurden. Wohl haben Schleswig-Holsteins Söhne auf den blutigen Gefilden von Mars la Tour, Gravelotte, Sedan und Le Mans ihre Treue gegen Deutschland

bewiesen, wohl haben sie dem neuerstandenen Deutschen Reich aufrechten Herzens zugejubelt und sich allmählich ausgeöhnt mit der Neuordnung der staatlichen Verhältnisse, aber ein Rest von Particularismus blieb noch zurück, die Erinnerung an den Herzog Friedrich lebte fort in dem Herzen des angelsächsischen Stammes, der sein Recht getränkt wähnte. Heute ist das anders geworden, die unverweilliche Liebe und Verehrung, welche unser Volk dem Herzog Friedrich zollte, es hat sie übertragen auf dessen aumuthige, liebreizende Tochter, „das Muster einer deutschen Fürstin und Frau“, welche jetzt den deutschen Kaiserthron ziert.

Als die Kunde in unser Land kam, daß in diesem Jahre das Kaisermanöver des 9. Armee-corps auf den denkwürdigen Düppeler Höhen und auf der Insel Alsen, der Feste Schleswig-Holsteins, stattfinden und daß die Kaiserin demselben beiwohnen,



Einzug der Kaiserin in Flensburg.

zum ersten Male die Stätten betreten werde, wo ihre Ahnen geherrscht und gewirkt haben, da regten sich Wochen und Monate vorher geschäftige Hände zu einem würdigen Empfange des jungen Landesherrn und seiner Gemahlin, der Tochter des Landes.

Vorher aber, am 3. September, ward als Einleitung zu den Flensburger Manövern im Kieler Hafen eine Flottenparade abgehalten, wie sie in deutschen Gewässern, was die Größe und Anzahl der Kriegsschiffe betrifft, bisher noch nicht erlebt worden war. Mit dem deutschen Geschwader hatte sich das aus drei Kriegsfahrzeugen bestehende österreichische Geschwader vereinigt. Unser großes Bild S. 692 u. 693 veranschaulicht die Paradedstellung dieser imposanten Flotte. Boran die Facht „Hohenzollern“, neben ihr die „Grille“, die frühere Kaiserjacht, auf welcher sich jetzt das Hauptquartier des kommandirenden Admirals befindet. Nun folgen die mächtigen, schmucken österreichischen Kriegsschiffe „Kaiser Franz Joseph I.“, „Kronprinzessin Stephanie“ und der Aviso „Tiger“, ihnen schließt sich die Kreuzerfregatte „Irene“ an mit dem Prinzen Heinrich als Kommandant an Bord. Dann kommt das Schulgeschwader, daneben in gleicher Linie das Manövergeschwader, vor letzterem das Kadettenschulschiff „Niobe“ und die Schiffsjungenschulschiffe „Kover“, „Luise“ und „Ariadne“, deren Böglinge jetzt

Empfang im Schloß Gravenstein.

zum ersten Male vor ihrem Kaiser in Parade standen; hinter dem Schulgeschwader lag die Torpedolottille.

Gegen acht Uhr früh salutirte die ganze Flotte die vom Großmast der „Hohenzollern“ wehende Kaiserstandarte, und gegen neun Uhr verließ der Kaiser die „Hohenzollern“, um auf der Stationsjacht die Schiffe der vereinigten Geschwader zu umfahren. Den Augenblick, in welchem er das österreichische Panzerschiff „Kaiser Franz Joseph I.“ passirt, hat der Zeichner unseres Bildes festgehalten.

Ein herrlicher klarer Tag begünstigte dieses großartige, glänzende Schauspiel, zu welchem Tausende von Fremden nach Kiel zusammengeströmt waren.

Nachmittags verließ die gesammte Flotte, welcher die „Hohenzollern“ mit dem Kaiser an Bord voraussetzte, den Kieler Hafen, um nach Flensburg zu fahren.



Landungsbrücke an der Flensburger Föhrde.

sein, Glücksburg und Augustenburg, hatten Ehrenporten errichtet, ihre Häuser mit Fahnen, Wappenschildern und Kränzen verziert, grüne Laubgewinde über die Straßen gezogen, während hohe, flaggentragende Mastbäume eine via triumphalis bildeten. Selbst die Landbevölkerung wollte nicht zurückbleiben, sondern auch ihre Freude an dem Besuch des verehrten Herrscherpaares durch ein äußeres Zeichen an den Tag legen; überall auf den Landwegen sah man hohe Ehrenporten, bekränzte und besagte Häuser auch in den kleinsten und ärmlichsten Dörfern.

Endlich war der 4. September angebrochen, die Vorbereitungen waren beendet und alles war zu einem festlichen Empfange des Herrscherpaares vollendet. Tausende und Abertausende Fremder und Einheimischer stuheten durch die Straßen Flensburgs. 150 Kampfgenossen- und Kriegervereine der Provinz hatten 4000 Mitglieder entsandt, welche mit flatternden Fahnen Aufstellung auf dem vier Kilometer von der Stadt entfernten Paradesfeld nahmen.

Kaiser Wilhelm traf auf der „Hohenzollern“ am Morgen des 4. September zuerst an der Landungsbrücke ein, empfangen von dem Oberbürgermeister Toosbün und mehreren höheren Beamten, und begab sich zu Wagen nach dem Manöverfelde. Wenige Minuten später kam die Kaiserin in ihrem Salonwagen auf dem herrlich verzierten und geschmückten Staatsbahnhofe an, wo sie mit ihrer Schwester, der Herzogin Karoline Mathilde von Schleswig-Holstein-Glücksburg, den von sechs Rappen gezogenen Wagen bestieg, der sie gleichfalls nach dem Paradesfelde führte. Ein unbeschreiblicher Jubel durchbrauste die Straßen, als die junge Kaiserin, gefolgt von ihrer Leibgarde und der in besonderem Wagen fahrenden Prinzessin Irene von Preußen, sichtbar wurde; die auf den Bürgersteigen aufgestaute, vielhundertköpfige Menschenmenge begrüßte die geliebte Herrscherin mit brausenden Zurufen; aus den vollbesetzten Fenstern wehten Tücher und ergoß sich ein fortwährendes Blumenregen.

Um 10 Uhr setzte sich der Kaiser, einen prächtigen Trakehner Rappen reitend, an die Spitze einer glänzenden Suite von Fürsten,

von den schleswigischen Städten nimmt Flensburg durch seinen Reichtum, durch seine großen gewerblichen Anlagen, durch seine ausgedehnten Handelsverbindungen ohne Frage den ersten Platz ein und behauptete denselben auch in anderer Beziehung während der Kaiseritage: Stadtverwaltung und Bürgerschaft hatten in edlem Wettstreit ein farbenprächtiges Bild geschaffen und der Stadt einen geschmackvollen und großartigen Schmuck angelegt. Aber nicht Flensburg allein, auch die übrigen Städte und Flecken, welche den Kaiserbesuch erwarteten, wie Sonderburg, Graven-

stein, Glücksburg und Augustenburg, um die Front des in Regimentssäulen aufgestellten 9. Armeecorps abzureiten, während die Kaiserin, die Prinzessinnen und Hofdamen ihm zu Wagen folgten. Dann begrüßte er die an der Nordseite des Paradesfeldes aufgestellten Krieger- und Kampfgenossenvereine und nahm in der Mitte des Paradesfeldes mit seinem Gefolge Stellung, worauf die endlosen Kolonnen ihren Vorbeimarsch begannen, voran die Infanterie, dann Kavallerie, Artillerie und Train.

Damit hatte die Kaiserparade ihr Ende erreicht und unter nicht endenwollenden Hurras und Hochs kehrte das Kaiserpaar nach der Stadt zurück, um im festlich geschmückten Rathhause ein von der Stadtverwaltung angebotenes Frühstück einzunehmen, an welchem auch der inzwischen eingetroffene Generalfeldmarschall Graf Moltke theilnahm.

Das Hoflager wurde nach dem dem Herzog Ernst Günther von Schleswig-Holstein gehörenden Schlosse Gravenstein verlegt. Der kleine gleichnamige Flecken an der Flensburger Föhrde, seit etwa 10 Jahren Badeort, ist einer der anmutigsten Punkte der an Naturschönheiten überaus reichen schleswig-holsteinischen Ostküste. Das Schloß ist mit dem dazugehörigen Gutselde seit dem Jahre 1725 im Besitze der Herzöge von Augustenburg. 1757 brannte es nieder, wurde aber 1758 wieder aufgebaut, doch nicht in der alten Pracht, und ist seitdem auch nur gelegentlich von der früher in Augustenburg residirenden herzoglichen Familie bewohnt worden. 1864 hatte der kommandirende General der verbündeten Armee, Prinz Friedrich Karl von Preußen, während des deutsch-dänischen Krieges hier sein Hauptquartier aufgeschlagen.

Schloß Gravenstein war während der siebenjährigen Kaisermanöver als Sitz des kaiserlichen Hoflagers der Mittelpunkt des reichen, sich jetzt entsaftenden Lebens. Hier wurde am 4. September das Paradediner gegeben, zu welchem sämtliche Stabsoffiziere des 9. Armeecorps, etwa 240 Personen, zugezogen waren. Am 5. September folgte das Diner für die Provinz, an dem die gesammte schleswig-holsteinische Ritterschaft, der Provinzialausschuß, sowie die höchsten Beamten der Provinz theilnahmen, und am Abend ließen vor dem Schlosse im Park 150 Sänger der Flensburger Gesangsvereine ihre Lieder zu Ehren ihres Landesherren ertönen.

Den Schluß der offiziellen kaiserlichen Festlichkeiten bildete das Marinediner am 6. September, zu welchem die höheren Marine-



Feldgottesdienst auf dem Herzogshügel.

offiziere Einladungen erhalten hatten. Unter den rauschenden Klängen des von 1000 Musikern und Spielteuten ausgeführten Zapfenreiches ging der Tag zur Rüste.

Am anderen Morgen wurde es schon früh im Schlosspark lebendig. In langen Zügen marschirten die im Sonnenlichte blühenden Bataillone zum Feldgottesdienste heran und bildeten um den Herzogshügel die weite Konde. Eine feierliche Stimmung lag über dem kriegerischen Bilde, das sich in den grünen Anlagen des herrlichen Parkes dem Auge darbot, und in lautloser Stille

lauchte die Menge den eindringlichen, schlichten Worten, welche der Oberpfarrer Hofmann aus Altona von der Spitze des Herzenshügels aus zu seiner militärischen Gemeinde sprach: „Du Volk in Waffen und du Volk im Bürgerkleid! Euch alle hat ein unvergänglich Kaiserwort begrüßt. So sei's auch heute wahrgehalten. Auch hier zu Lande ein Volk kerndeutscher Art, ein Bruderstamm von altbewährter Treue! Zum ersten Male seit seiner Thronbesteigung rauscht dem Kaiserpaare der meeresumschlungenen Lande Bogengruß. An seiner Heimath Hügeln hängt des Volkes Herz, an diesem Herzenshügel heut' der ganzen Lande Herz. Wo es in angestammter Liebe der Enkelin Herzogs Christian August huldigend zu Füßen liegt, da schlägt es auch dem Enkel Kaiser Wilhelms jauchzend entgegen. An diesem Altar auf dem Herzenshügel sei ein Gelübde eines heiligen Herzensbundes erneut: Schleswig-Holstein auf ewig eins und ungetheilt in deutscher Treue, so bleibe es fortan stammverwandt dem Kaiserhause, dem Vaterlande!“

großentheils aus Freiwilligen bestehenden Schleswig-holsteinischen Armee mit den weit überlegenen dänischen Truppen erfolgte, von dem gesammten 9. Armee-corps angegriffen und nach einer erfolgreich ausgeführten Schwentung des linken Flügels von seiner Verbindung mit dem Norden abgeschnitten und nach Sundewitt und Alsen gedrängt. Nach beendetem Gefecht trennte sich das Armee-corps. Das Nordcorps wurde nun bei den im Sundewitt sich abspielenden Manövern von der 18. Division dargestellt, unterstützt von dem aus 8 schweren Panzerschiffen, der Kreuzerfregatte „Trene“, 3 Aviso's und einer Torpedodivision zusammengesetzten Manövergeschwader, während das angreifende Südcorps von der 17. Division gebildet wurde, welcher zwei Torpedodivisionen beigegeben waren. Das Nordcorps unter dem Generalleutnant von Scherff war, wie erwähnt, nach dem Gefecht bei Bau zurückgegangen nach der Insel Alsen. Das Südcorps unter dem Generalleutnant Fink von Finkenstein war dem zurückweichenden Feinde gefolgt und



Der Uebergang der 18. Division über den Sund von Sonderburg nach Düppel.

Dem Feldgottesdienst folgte am Nachmittage das von den Provinzialständen dem Kaiserpaare angebotene und angenommene Festmahl im Kurhause zu Glücksburg, und hier war es, wo der Kaiser, dem Zuge seines Herzens folgend, jenen Toast ausbrachte, dessen freudiger Widerhall bis in die fernsten Gegenden des deutschen Vaterlandes drang, jenen Toast, in welchem er der deutschen Frauentugend huldigte, indem er die eigene Gattin als Sinnbild derselben feierte. „Das Band,“ sagte er, „welches mich mit dieser Provinz verbindet und dieselbe vor allen anderen Provinzen meines Reichs an mich fettet, das ist der Edelstein, der an meiner Seite glänzt, Ihre Majestät, die Kaiserin. Dem hiesigen Lande entsprossen, das Sinnbild sämtlicher Tugenden einer germanischen Fürstin, danke ich es ihr, wenn ich imstande bin, die schweren Pflichten meines Berufes mit dem freudigen Geiste zu führen und ihnen obzuliegen, wie ich es vermag.“

Nun begann die ernste Arbeit, die Vorbereitung des Friedens für den Krieg. Dem diesjährigen Kaisermanöver lag die Idee zu Grunde, daß eine feindliche Armee von Jütland kommend Flensburg bedrohte. Am 5. September wurde diese feindliche Armee, durch einige Abtheilungen Infanterie, Kavallerie und eine Batterie dargestellt, in dem Gelände bei Bau, woselbst vor nunmehr 42 Jahren der erste Zusammenstoß der jungen, ungeübten,

hatte auf den historischen Düppeler Höhen eine feste Stellung eingenommen.

Die Düppeler Höhen, welche in ihrem höchsten Punkte, der Düppeler Mühle, 68 m über dem Meerespiegel sich erheben, fallen ostwärts allmählich zum Alsjunde, südwärts steiler zum Wenningbund, nordwestlich steil und etwa 30 m tief zu einem breiten Grunde ab, der vom Dorfe Düppel ostwärts nach Oster-Düppel und von dort nordwärts zum Alsjunde sich zieht, in den er zwischen Lillemölle und Surlüde mündet.

Am 8. September morgens ging nun das Nordcorps von Alsen aus zum Angriffe über. In unglaublich kurzer Zeit wurden von dem 9. Pionierbataillon die 13 Bataillone Infanterie unterhalb der Stadt Sonderburg in Pontons über den Alsjund gesetzt unter fortwährendem Geschützfeuer der Batterien des in vortrefflicher Stellung auf den Höhen stehenden Südcorps. Nach der Ueberführung des Nordcorps auf das Festland wurde ein Bajonettangriff auf die Düppelstellung gemacht, aber zurückgewiesen. Nunmehr griff die Flotte ein. Acht der größten Panzerschiffe unserer Marine, sowie eine Kreuzerfregatte fuhrten in den Wenningbund, sie legten sich mit ihren Breitseiten in geringer Entfernung vom Lande vor die Düppeler Höhen und eröffneten mit ihren schweren Geschützen eine stundenlang währende gewaltige Kanonade auf das Südcorps. Im Schutze dieses Feuers veruchten

1700 Marinesoldaten unter der Führung des Kontreadmirals Schröder eine Landung, um dem Feinde in die Flanke zu fallen und dem angreifenden Nordcorps Hilfe zu schaffen. Bis an die Brust im Wasser stehend, mit hoch empor gehaltenen Gewehren gingen die Matrosen an Land, warfen die zur Verteidigung des Ufers befehligte Infanterie und erstürmten die Höhen, während jetzt das Nordcorps gleichzeitig tambour battant vorging und in raschem Anlauf das Südcorps aus der festen Stellung zurückwarf.

Am folgenden Tage verfolgte das Nordcorps den zurückgeworfenen Feind unter stetem Geschütz bis nach Gravenstein und versuchte hier die Apenniner Chaussee zu erreichen, um nach Norden zu entweichen. Allein nach fünfständigem lebhaftem Kampfe erhielt das Südcorps auf seinem linken Flügel bedeutende Verstärkung, welche es ihm ermöglichte, nimmere seinerseits zum Angriff überzugehen und allmählich wieder Boden zu gewinnen. Das 15. Husarenregiment ging, unterstützt von einem Bataillon Infanterie, über den Etschjund nach der Halbinsel Broader, wobei die Pferde durch den Etschjund schwammen, während die Husaren in Booten übergesetzt wurden. Dieses Detachement beunruhigte in bemerkenswerther Weise den linken Flügel des zurückgehenden Nordcorps durch mehrere mit großer Kraft ausgeführte Angriffe der wegen des bergigen Geländes zu Fuß kämpfenden Husaren, infolgedessen das Nordcorps jetzt auf die am Tage vorher eingenommene Düppel-



stellung zurückweichen mußte. Die Flotte konnte an diesem Tage nicht an dem Gefechte theilnehmen, weil sich die Landarmee immer weiter vom Wasser entfernte. Die dem Südcorps beigegebenen beiden Torpedodivisionen versuchten indessen am Tage, sowie in der darauf folgenden Nacht einen Angriff auf das Mandövergeschwader aber jedesmal abgeschlagen wurde, letzterer mit Hilfe des elektrischen Lichtes, welches eine Ueberrumpelung verhinderte.

Das letzte Gefecht am 10. September wurde vor Tagesanbruch um 4 Uhr morgens durch einen heftigen Angriff des Südcorps eröffnet. Auch hier wurde mit Anwendung des elektrischen Lichtes das vom Angreifer besetzte Gelände taghell beleuchtet und dadurch jede Bewegung desselben, die Zahl der angreifenden Truppen, die Waffengattung dem Verteidiger bemerkbar gemacht. Nach mehrmaligen zurückgewiesenen Angriffen wurde endlich vom rechten Flügel des Südcorps mit dem Bajonett die ersten Schanzen erstürmt und das Nordcorps aus der ganzen Düppelstellung geworfen.

Damit hatte das Mandöver sein Ende erreicht. Der Kaiser, welcher sich in der Kritik sehr lobend über die Leistungen des 9. Armeecorps ausgesprochen hatte, verließ um 5 Uhr nachmittags auf der Nacht „Hohenzollern“ die Sonderburg-Föhde, nachdem er am Tage vorher das schleswig-holsteinische Füsilierregiment Nr. 8, welches seine besondere Zuneigung erworben hatte, seiner Gemahlin verliehen und dem Regiment den Namen „Königin“ gegeben hatte.

## Auf schwankem Boden.

Von W. Heimburg.

Nachdruck verboten.  
Alle Rechte vorbehalten.

(1. Fortsetzung.)

„Es ist hart, was uns getroffen hat,“ sagte der Pastor, „aber noch Härteres droht, wenn Elisabeths Zustand so bleibt. Es muß etwas geschehen, das sie aus diesem Zustande völliger Willenslosigkeit aufrüttelt; der Arzt sagte mir, es sei die höchste Zeit. Sie macht ganz unsinnige Geschichten. Ihre Hausfrauenpflichten erfüllt sie zwar still und musterhaft wie immer, aber sie spricht nie mehr ein Wort über ihre verlorenen Lieblinge, sie weicht einer gemeinschaftlichen Erinnerung mit mir förmlich aus, und dabei treibt sie einen ganz kindischen Verkehr mit den Audenten an sie. Jetzt, ich weiß es ganz genau, jetzt sitzt sie zwischen all den kleinen Sachen, die den Kindern gehörten, und facht ihren Schmerz in gewaltfamer Weise auf. Es ist gerade, als ertappe sie sich auf einer schweren Sünde, wenn sie sich einmal unbewußt hinreißt, dem Leben seinen Zoll zu zollen. Neulich, zum Beispiel, schleppte ich sie mit in die Kirche, wo ein berühmter Orgelspieler ein Konzert gab auf der schönen alten Bachorgel. Sie liebt Musik; ich sah es ihr an, sie vergaß ihr Leid unter diesen Klängen; etwas von dem weichen süßen Ausdruck, den ich so liebe an ihr, erschien auf dem Gesichte, und dann —“ er stockte. — „Ich hatte nur kurz einmal meinen Blick gewandt,“ fuhr er fort, „da hörte ich mitten in einer wunderschönen Stelle das scharfe Klappen unserer Emporethür und — sie war verschwunden. Ich eilte ihr nach und fand sie hier, in ihrem Zimmer, das Gesicht in einem Kleidchen ihres Jüngsten geborgen, mit bebenden Gliedern und heißen Thränen sich anklagend, daß sie auch nur einen Augenblick vergessen konnte!“

„Aber,“ fragte ich ergriffen, „wo ist Elisabeths Ergebenheit in den Willen Gottes geblieben?“

Eine Weile schwieg er; „Frau Anna,“ sagte er endlich, „welcher Mensch hat nicht einmal gezweifelt an einem gütigen barmherzigen Gott? Wie viele giebt es, die angesichts solcher Prüfungen imstande sind, zu sprechen: ‚Dein Wille geschehe, Herr, ich murte nicht!‘ Es ist so echt menschlich, daß sie fragt:

Warum gibst Du, um wieder zu nehmen?“ — Haben Sie nicht Aehnliches gefragt, als Sie am Sarge Ihres Mannes stand, der Ihnen in früherer Jugend entrißen wurde?“

„Ja!“ gestand ich ehrlich zu.

„Nun habe ich ihr gesagt, sie sei noch reicher als viele. Sie hat liebe Geschwister; eines von ihnen, ihren jüngsten Bräutigam, will ich zu Johanni in mein Haus nehmen, er soll das hiesige Gymnasium besuchen. Sie hat viele Freunde in der Stadt, die sie durch ihr liebliches, kindliches Wesen gewann; wir fühlten so recht in den Schmerztagen. Und sie hat doch auch mich, sagte er leise hinzu.

Es klang rührend bescheiden, was er zuletzt sagte.

Er brach ab. Eben schritt ihre dunkle Gestalt daher. Sie hatte einen merkwürdig leichten Gang, man hörte kaum die Steinchen unter ihrem Fuß knirschen.

„Dein Zimmer ist bereit, Anna,“ sagte sie.

„Das ist ja schön, Elisabeth,“ erwiderte ich, „aber ich muß nothwendig noch einmal in das Gasthaus, um meine Sachen zu holen, und da bitte ich mir Deine Begleitung aus — am liebsten wäre es mir, Ihr kämet beide mit.“

„Ich bitte, mich zu entschuldigen, aber Hermann, nicht wahr Hermann, Du —“

Er war bereit, und bald gingen wir mit einander die Straße hinauf. Die Nacht hatte so etwas Festliches heute, es roch nach den frischen Maien, ein wunderbarer Mondenschein lag wie Silberdunst über dem Städtchen und den Bergen jenseit desselben, die Brunnen plätscherten leise und irgendwo ward eine Harmonica gespielt.

„Ach, wie wär's möglich dann —“

sang eine helle Mädchenstimme.

Unter der Linde meines Gasthofes saßen alle Bänke voll Menschen und die Bierseidel klapperten dazu; ein ganzes Rudel Jenerer Studenten, deren bunte Köpfe im Lichte der Later-

aufsuchtet, fangen da ihre Pieder, eine ausgelassene Gesellschaft. Auch zwei Damen bemerkte ich darunter, und ich erinnere mich, wie ich mich nach der einen nochmals umwandte; — es war eine schlankte jugendliche Frau, die eine förmliche Krone von matt-blondem Haar auf dem Haupte trug; sie stand mit untergeschlagenen Armen am Stamme des Baumes; es lachte alles an ihr, der rothe Mund und die großen dunklen Augen. Der hübsche Student vor ihr mochte ihr eben etwas sehr Angenehmes gesagt haben, als er ihr zutraut.

Ich war stehen geblieben. Menschliche Schönheit, solche wirklich überraschende Schönheit hat mich immer zur Bewunderung hingerissen. Sie bemerkte wohl mein Anstaunen, denn diese großen schwarzen Augen flammten plötzlich drohend zu mir herüber und ein verächtlicher Zug legte sich um ihren Mund. Dann nahm sie ein Glas vom Tische und trank langsam, ihre Blicke jetzt wieder auf den Studenten richtend.

„Sind wir nicht zur Herrlichkeit geboren?“

— begann der Chorus, während ich, mich nur schwer von dem fesselnden Bilde trennend, in die Hausdielen trat. Der Pfarrer war längst in die völlig leere Wirthsstube gegangen; er wollte dort auf mich warten, hatte er gesagt.

Ich suchte ihn auf und versprach ihm, so rasch als möglich zurückzukommen; dann begann ich oben mit thünlichster Eile meine Siebenstücken, deren ich noch wenig ausgepackt hatte, mit Hilfe des Stubenmädchens zusammenzuräumen.

„Sagen Sie,“ versuchte ich das Mädchen auszufragen, „wohnt die schöne blonde Frau hier im Hause — die da unten bei den Studenten steht? — Sie ist wohl eine von den Schauspielerinnen?“

„Um! — Die!“ sagte das Mädchen verächtlich; „ich begreife nicht, daß der Herr die Leute im Hause behält. Ihr Mann ist ja ziemlich ordentlich, aber sie, sie denkt, weil sie Frau Direktorin ist, sie kann nur befehlen; und außerdem verträgt sie sich nicht mit ihrem Mann, es ist ein Leben wie zwischen Hund und Kape. Madame können froh sein, daß Sie hier hinauskommen, oben darüber wohnt die Gesellschaft; der Lärm ist entsetzlich, man glaubt manchmal, der Mann schlägt sie gleich todt.“

Als ob die Wahrheit des Gesagten sofort bestätigt werden sollte, flogen plötzlich da draußen auf dem Gange Schritte vorüber, denen Männertritte nachpölkerten, und gleich darauf schallte der Angstschrei einer weiblichen Stimme über mir, dem ein schwerer Fall folgte. — Gott weiß, ich habe nie danach getrachtet, in Streitereien meiner Mitmenschen mich einzumengen, aber hier hatte ich keinen freien Willen, es war, als ob mir die Schönheit des jungen Weibes es angethan hätte. Ich lief über den Flur, die Treppe hinauf; — unten mochte man nichts gehört haben, niemand kam, auch war es jetzt still geworden. Schon wollte ich umkehren, da erblickte ich in dem flimmernden Lichte einer kleinen Oellampe, die trüblich auf einem Bördchen als Flurbeleuchtung diente, dicht vor mir auf der obersten Stufe ein Kind.

Es sah im Hemdchen da, ein paar dicke Thränen auf den vollen Wädhchen und doch lachend mit seinem kleinen rothen Mund und aus einem Paar wunderbar schwarzer Augen. Das Gesichtöpfchen mochte drei und ein halbes Jahr alt sein, das ich da anschaute, als sähe ich ein Wunder. Ich habe viele reizende Kinder gesehen; in Spanien kleine Wesen, wie sie Murillo malte, blonde englische Köpfschen, die etwas Ueberirdisches an sich hatten, und einmal ein Zigeunerkind, das so schön war, daß ich es am liebsten seinen Eltern abgekauft hätte — so etwas Liebliches aber wie hier vor mir, hatte ich doch noch nicht erblickt.

„Papa meine Mama haut,“ sagte es lächelnd, und erschreckt schmiegte es sich in selbigen Augenblick an mich, als da drinnen eine heftige Männerstimme anhub:

„Ich bitte Dich nur um Eines, Tosca, reiz mich nicht mehr durch Reden auf! Du weißt, ich habe Dich wahnsinnig lieb, aber wenn Du mich zur Eifersucht aufstachelst, so kenne ich mich nicht mehr! Es ist genug davon gewesen in der letzten Zeit; um des Kindes willen laß ab von Deinem Treiben, ich ertrage es nicht —“

Es hatte zuletzt ganz weich geklungen.

Eine Gegenantwort mochte gekommen sein, obgleich ich nichts vernommen hatte, denn jetzt bat der Mann schluchzend: „Tosca, das wirst Du nicht thun, Du wirst mich nicht verlassen, Du kannst es ja nicht!“

Ich stand ziemlich rathlos da. „Geh zu Deiner Mutter, Kleine!“ bat ich, „Du erkältest Dich hier, es ist kühl.“ Ich ver-

suchte die Aermchen abzustreifen, um mich frei zu machen, da erhob sie ein klägliches Geschrei. Im Augenblick wurde die Thür geöffnet, und die Frau stand vor mir. Das Haar hing ihr wie um den Kopf, das weiße Gesicht war auf der linken Seite stark geröthet, und der zierliche Spitzenbesatz am Aermel schien zer-rissen.

„Ihre Kleine bringe ich Ihnen, Madame,“ sagte ich gefaßt, „sie saß an der Treppe und hätte leicht hinab stürzen können.“

„Danke sehr, die fällt nicht,“ erhielt ich zur Antwort, „sie kennt auch unsere Thür.“ Und indem sie das Kind an sich riß, verschwand sie mit einem kurzen: „Bemühen Sie sich nicht weiter“ in der Thür ihrer Stube, die sie krachend hinter sich zuwarf.

Ich entschuldigte mein längeres Ausbleiben unten bei meinem Gastfreund, der still noch auf derselben Stelle im Wirthszimmer meiner harrete; und vom Hausknecht begleitet traten wir den Rückweg an. Die Herren Studenten unter der Linde waren jetzt nach dem Gartensaal übergesiedelt, denn der Nachtwächter mochte den Gesang draußen, den Bürgern zuliebe, unterbrochen haben. Nur einer stand noch da und starrte zu ein paar erleuchteten Fenstern im Dachgeschoß empor wie verzaubert.

Ich schlief in dieser Nacht wenig; die Nachtigallen hatten es im Garten fast gar zu eifrig mit dem Singen, auch war ich über-müdet von der langen Eisenbahnfahrt der letzten fünf Tage. Ich dachte nach über die beiden Menschenpaare, in deren Leben ich heute einen Einblick gethan hatte; das eine im Frieden und Schutz geordneter Verhältnisse, das andere auf schwankendem Boden, um-hergeworfen wie ein Schiff im Sturm, heute hier, morgen dort, und beide unglücklich. Es waren keine Pfingstgedanken, die mich beschäftigten, ich gestehe es offen; das Leben zieht uns oft gewalt-sam ab von dem, was wir eigentlich thun sollten: es giebt nichts Widerspenstigeres als Gedanken, sie lassen sich nicht ablenken von dem Gegenstand, den sie just erfaßt haben, und jemehr man ihrer Herr zu werden sucht, desto störrischer sind sie. — Erst gegen Morgen schlief ich ein und verschief — o Schande! — die Predigt. Ich glaube, es war elf Uhr, als Elisabeth vor mir stand in ihrem tiefschwarzen Kleide und mich besorgt ansah.

„Warum wecktest Du mich nicht?“ fragte ich.

„Sei froh, daß Du schlafen kannst, Anna; was verjäumt Du auch?“

„O, ich habe die Kirche und meine Morgenandacht verjäumt, und das in einem Predigerhause!“

Sie antwortete nicht. Wie in unserer Mädchenzeit begann sie mir zu helfen beim Anziehen, und ich ließ es geschehen. Mit derselben leichten Hand kämte sie mir das Haar aus.

„Ja, Lieschen,“ seufzte ich, „it hev all grise Haar da mit tüschen. Kind, wir sind ja eigentlich noch jung; was sind dreißig Jahre?“

Sie schüttelte den braunen Kopf. „O, ich bin so alt ge-worden seitdem, Anna.“

„Ja, Du thust so, es ist aber unrecht, Elisabeth.“

„An Jahren nicht, aber hier!“ Sie zeigte auf ihr Herz.

„Min sötes Kind! Bist Du denn Deinem Mann nicht ein bißchen mehr gut?“

Sie sah mich ängstlich an. „Wir verstehen uns nicht mehr, Anna, er kann mich ja auch nicht mehr verstehen. Aber sprich nicht mehr davon, sprich nicht davon —“

Ich hielt sie fest. „Ja, sprechen wir gerade davon! Wenn Du noch einen Funken Freundschaft für mich besiehst, so stehe mir jetzt Rede und Antwort! Weshalb glaubst Du, daß Ihr Euch nicht mehr versteht, Elisabeth?“

„Er hat die Kinder kaum vermisst!“ stieß sie heftig hervor, „er liebt sie nicht, er duldet sie nur; sie störten ihn —“

„Um Gotteswillen, Elisabeth, wie ungerecht macht Dich der Schmerz!“ rief ich entsezt.

„Nein, Anna, nein, nicht ungerecht; es ist leider die Wahrheit.“

„Elisabeth, bitte, sage, woraus Du das schließt.“

Sie zögerte noch ein Weilchen, dann begann sie stotternd, mit fast heiserer Stimme: „Die beiden Jüngsten waren den Tag vorher begabten, aber der Junge war noch gesund. Ich hatte ihn in den Garten geschickt, damit er soviel als möglich ins Freie käme, um dem Ansteckungsstoff im Hause zu entgehen. Es war ein ungewöhnlich lebhaftes Kind. Ich stand am Küchenfenster und sah zu, wie er auf dem Rasen umher tollte; es war sonst den Kindern



verboten, aber ich dachte heute nicht daran, ich hatte nur die Hände gefaltet und alles war bei mir ein Gebet: Lieber Gott, laß mir den Einzigen, laß ihn mir! — In Hermanns Studierstube, Du weißt, sie liegt nach dem Garten, hatte es schon ein paar Mal an die Scheiben geklopft — ich glaube, Hermann arbeitete, er konnte arbeiten, er mußte vielleicht — dann rief er hinaus: „Johannes, sei still, augenblicklich gehorchst Du!“

Ich weiß nicht, was dem sonst so folgamen Kinde einfiel — war es ein unbewußter Abschied von seinem jungen lieblichen Dasein, war es schon Fieber, was hinter der kleinen Stirn raste — er stand einige Sekunden still, um dann auf die Schaukel los zu stürzen und mit einer Festigkeit zu schaukeln, daß ich vor Angst, er könnte sich mit dem bald hoch in die Luft fliegenden, bald am Boden dahin saujenden Brettchen überschlagen, hinanseilte, um ihn zur Ruhe zu mahnen. Als er mich über den Grasplatz dahergelaufen sah, schrie er: „Hussa, Mama, jetzt fliege ich in den Himmel, ganz hoch, ganz hoch!“ — „Johannes!“ rief ich angstvoll, aber da stand Hermann schon hinter mir, griff erst nach den Stricken der Schaukel und dann nach dem Kind. — Ich sehe noch die großen Blauaugen unter dem Pelzmützchen, die sich mit Thränen gefüllt hatten, und die Angst in dem kleinen Gesicht.

„Hermann!“ schrie ich, „schlage ihn nicht, schlage ihn heute nicht!“ Aber es war zu spät — das gezüchtigte Kind — die Schläge waren nicht einmal stark gewesen — lag plötzlich wie bewusstlos mir in den Armen. Ich war hingekniet mit ihm auf den feuchsten Rasen, und endlich sagte es leise: „Mama, ich habe so Kopfschmerzen,“ und dabei griff es nach seinem Hälschen, „Und dann“ — Elisabeth hatte die Hände vor das Gesicht geschlagen und mir den Rücken zugewandt — „dann ward es krank, und —“

Was sie noch sagte, ging in einem Schrei, so weh und jammernd, unter, daß ich alles verstand, daß ich sie in beide Arme nahm und mit ihr, die wie außer sich an meiner Brust schluchzte, weinte.

„Elisabeth,“ sagte ich endlich, „Du weißt, wer sein Kind liebt, der züchtigt es. Er hat ja nur die kleine Unart strafen wollen. Sieh —“

„Das,“ stieß sie hervor, „das hat er mir auch gesagt, aber Du weißt nicht, wie das war. Diese Veränderung in dem lieben Gesichtchen, diese großen angstvollen Blicke — was hatte er denn gethan, der kleine Kerl? Wild war er gewesen, wie Knaben es sind. Du kannst es nicht wissen, Anna, wie die Augen der Kinder blicken, wenn ihnen unrecht geschieht, so fragend, so todtraurig. Das letzte auf Erden war ein Schmerz, der ihm angethan ward, weil er gejubelt und gelacht hatte! Ich kann seitdem kein Kind mehr weinen hören, ich bin wie von Sinnen, wenn eins geschlagen wird, und ich habe Hermanns Hand von der kleinen Leiche hinweggestoßen wie außer mir. Ich weiß, ich bin anders wie sonst, aber man hat mich erst dazu gemacht —“

So schluchzte sie fort, als bräche heute erst der ganze wahn-sinnige Schmerz hervor. „Es ist eine Scheidewand zwischen ihm und mir auf ewig!“ schrie sie. „Gott erbarme sich meiner, aber so kann ich nicht weiter leben!“

Ich fand kein Wort des Trostes; sie erwartete es auch nicht. Sie drückte mir die Hand, und mit einem leise gestützten „Laß es genug sein!“ verließ sie das Zimmer.

Beim Mittagessen ward kein Wort gesprochen; Elisabeth verschwand nach Tisch in ihr Zimmer, der Pfarrer ging in die Kirche, und auch ich nahm das Gesangbuch und schritt hinüber zum Gottes-hause. Ein junger Diakonius predigte vor ertlichen Kindern und alten Mütterlein. Alles, was gesunde Füße hatte, war draußen in den Wäldern, um Pfingsten zu feiern. Ich entschloß mich, etwas umher zu schlendern nach dem Gottesdienst, und führte auch meinen Entschluß aus. Es hat für mich immer einen unsäglichen Reiz gehabt, in so kleinen alten Städten auf Entdeckungsreisen auszu-gehen; zudem litt es mich kaum in dem Hause.

Die Straßen lagen unter der strahlenden Pfingstionne wie ausgeföhrt; ich ging so hindurch, ohne nachzudenken: wohin? Hier und da saßen einige alte Leute auf der Bank vor den Häusern und genossen das Fest auf ihre Weise. Einige breitere, hübschere Straßen durchwanderte ich, freute mich über alterthümliche Häuser, stand dann sehr erstaunt vor dem stillen, jetzt unbewohnten Fürsten-schloß, hinter dem sich weite Gärten auszubreiten schienen, und fragte einen Jungen, ob man im Schloßgarten spazieren gehen dürfe.

„Ei ja, soviel Sie wollen!“ war die freundliche Antwort, der auch noch die Beschreibung des Weges folgte, und so kam ich endlich durch einige ganz enge Gäßchen zu einer prachtvollen Lindenallee, in welcher, wie es mir schien, die ganze Jugend Bornдорfs umhertobte, und sah nicht weit von mir die geöffnete Pforte des fürstlichen Gartens, an der die verständige Verordnung auf einer Tafel angebracht war, daß Kinder und Hunde nur in Begleitung Erwachsener eintreten dürfen.

Große, sehr vernachlässigte Rasenplätze breiten sich da aus; ein kleiner rascher Gebirgsbach durchströmt den Park. Dichte Boscette blühender Gebirgsblüthen, in deren Schatten verlockende Ruhe-sitze sich bieten, und vor allem wundervolle hohe Bäume, die einen köstlichen erfrischenden Schatten spenden, machen diese Schöpfung vergangener Zeit zu einem wahrhaft vornehmen Garten.

Kein Mensch hier. Neben einer der Queralleen stand ein Wegweiser mit der Aufschrift: „Zum fürstlichen Hoftheater.“

Ich verfolgte diesen Weg, und vergab steigend kam ich zu einem weiten Platz, auf dem ein baufälliges Miniaturtheater stand. Sämmtliche Thüren und Fenster waren geöffnet, und ein alter Mann setzte wahre Staubwolken heraus.

„Ach, heute abend sollte ja „Faust“ gegeben werden!“

Ich sah den Entschluß, hinzugehen, denn solche Wande-truppen haben immer etwas Reizvolles für mich. Elisabeth wird es recht sein, überlegte ich, sie ist ja am liebsten ganz allein.

Ich fragte den Alten, ob er Billette verkaufe.

„Nein,“ war die Antwort; aber zufällig sei die Frau Direktorin da; wenn ich nur hier gleich an die Thür klopfen wolle. — Ich war nämlich eingetreten in das dumpfe Gebäude und stand einer Thür gegenüber, die nach dem Bühnenraume führen mußte.

Auf mein Pochen kam keine Antwort; ich klinkte die Thür auf und fuhr erschreckt zurück. Der Bühnenraum lag in völliger Dämmerung, nur durch eine offene Luke über den Soffiten zudte ein einziger blendender Sonnenstrahl. Hier stand die Gefuchte, die Schönheit von gestern abend; ihre lichte Gestalt hob sich grell aus dem Halbbunfel; die schwarzen Augen sprühten aus dem weichen Gesicht zu einem schlan gewachsenen Studenten hinüber, der, vor ihr stehend, mir den Rücken zuwandte. Wie ein feuriges Schwert lag zwischen ihnen der scharf begrenzte Sonnenstrahl, in dem Millionen Staubchen tanzten.

Leise und schnell drückte ich die Thür wieder zu und verließ das Haus; ich athmete erst auf, als mich draußen die reine warme Luft umfing. Alles Blut war mir zum Herzen geströmt, als hätte ich da drinnen einen Spul geischen und könne mein Grauen nicht bemeistern. Und jetzt — ich stand unwillkürlich still — trat dort ein Herr aus der Allee, das Kind, das ich gestern gesehen hatte, an der Hand führend. Es war zierlich in Weiß gekleidet, und die langen blonden Haare trugen blaue Schleifen.

Ich hatte das Gefühl, als ob ein Unglück im Anzug sei, aber — ums Himmelswillen, was gingen mich jene wildfremden Menschen an und ihr häusliches Leben und Treiben? Diese An-sicht verhinderte mich indeß nicht, mich immer wieder nach dem Kinde umzuschauen. Das hatte ebenfalls sein Köpfchen auf dem Rücken, und als ich ihm eine Kuffhand zuwarf, machte es sich von dem Vater los und setzte mir einen reizend ungeschickten kleinen Knix hin, der seine schelmische Lieblichkeit nur noch erhöhte.

Auf großen Umwegen kam ich wieder nach Hause, just zur Abend-brotzeit. Elisabeth kam mir im Garten entgegen. „Arme Anna, Du langweilst Dich gewiß,“ sagte sie traurig, „wenn ich nur wüßte —“

„Ach, sei doch gut, Lieschen, ich bin auf köstlichen Ent-deckungsreisen gewesen.“

Wir saßen schweigend im Garten; ich brachte das Gespräch auf unsere Jugend. „Weißt Du noch, lüttje Elisabeth, wie Du Plattdätsch lernst?“

Sie nickte. „Ich kann das Gedicht auch noch, Anna,“

„Nimm, wie weern noch klein, Jehann,  
Do weer de Welt so grot,“

sagte sie; „ich habe mich einmal damit abgequält, es ins Hoch-deutsche zu übersetzen, aber es gelang mir nicht.“

„Nimmer inne Schummernd  
Dem ward mir so to Roth,  
Denn löppt mit langs den Kügg so hit,  
As domals bi den Sor (Brunnen).“

„Ach ja, die Kinderzeit, Anna, sie ist heilig wie das Kind selbst.“

Sie schwieg, denn ihr Mann kam daher.

Erst heute abend achtete ich auf das Verhältniß der beiden zueinander, erst während des schweigenden Mahles fiel es mir mit Centnerlast aufs Herz: wie nahe und doch wie weit sind sich die beiden! Fast ängstlich mied sie es, ihn anzuschauen, während er ihre Blicke suchte. Sie hatte jede Aufmerksamkeit für ihn, die er, wie es schien, gewöhnt war; sie mischte ihm den Thee, sie strich ihm die Brötchen, sie antwortete auch auf seine Fragen, aber es war fast automatenhaft. Er schüttelte wiederholt stumm seinen Kopf, indem er sich bemühte, mit mir auf irgend eine Weise Unterhaltung zu machen. Es war wie gestern auch, nur auffälliger, nachdem ich Elisabeths Weichte gehört hatte.

Als es halb elf Uhr schlug, fand ich es genug der Marter, die ich ausgestanden, und erhob mich, um Gute Nacht zu sagen. Da kam im Mondenschein, der glänzend weiß auf dem kiesbestreuten Weg lag, die Kathrin dahergelaufen, so rasch, wie ich es ihren alten Füßen nicht mehr zugetraut hätte.

„Herr Pfarrer —“ sie konnte die Worte kaum finden, „Herr Pfarrer, Sie möchten rasch in die Forelle kommen, der eine Schauspieler hat seine Frau erstochen wollen! Ach, Herr Pfarrer, laufen Sie doch nur — ehe sie stirbt!“

Eilig schritt er hinweg. Ich saß starr neben Elisabeth da und wußte, als wäre ich dabei gewesen, den Hergang der ganzen Geschichte. Jedes Wort hätte ich dazu nennen können, jede Einzelheit der That. „Das arme Kind!“ rief ich, der Kleinen gedenkend.

Dann war ich aufgesprungen und wollte dem Hause zueilen.

„Ein Kind, Anna?“ fragte Elisabeth und hielt mich am Arme.

„Hat die Frau ein Kind?“

„Ja, ein Mädchen, ein liebes kleines Geschöpf.“

„Und die Mutter stirbt?“ forschte sie athemlos weiter.

„Ich weiß ja nicht, Elisabeth; ich will nachsehen.“

„Warte, ich komme mit Dir —“

Nach ein paar Minuten langten wir vor der „Forelle“ an. Eine Unmenge Menschen stand dort und gaffte zu den Fenstern des Hauses empor, Leute, von der Pfingstfreude angeheitert, mit grünen Zweigen an den Hüften und erhigten Gesichtern, Mütter, mit kleinen Kindern auf dem Arm, und junge Mädchen in hellen Kleidern, die vom Tanzsaal herunter gelaufen waren. Alle wollten sie das Unglaubliche hören, womöglich auch sehen. „Der Oberpfarrer ist doch hin aufgegangen“, hörten wir sagen, „und der Bürgermeister — die Polizei auch —“

Unter der Linde, zu der wir uns jetzt mühsam durchgekämpft hatten, saß eifrig redend ein ganzer Kreis älterer Männer; aus den Fenstern des großen Tanzsaales, der nach dem Garten zu lag, zogen die wiegenden Klänge eines Walzers in die warme bratwurtdunstige Luft hinaus und übertönten das Klappern der Bieriebel. — Endlich waren wir im Hausflur; nur ein Polizeidiener stand da, der uns den Eintritt verweigern wollte, dann aber, als er Elisabeth erblickte, zur Seite trat.

„Sie ist schon todt, Frau Oberpfarrerin“, sagte er.

„Wo ist das Kind?“ war Elisabeths Frage.

„Das Kind wird wohl bei den Schauspielerinnen sein auf Nummer sieben; die sind ja alle mit hergelaufen vom Theater.“

„Geschah das Unglück im Theater?“ forschte ich.

„Ja, Madame, mitten auf der Bühne — er hat da, glaube ich, was zu spielen gehabt mit 'nem Messer —“

Elisabeth eilte jetzt die Treppe empor und öffnete, ohne erst anzuklopfen, die Thür von Nummer sieben. Ich werde den Anblick nie vergessen! Ein dünnes Talglicht auf einem Porzellanleuchter erhellte nothdürftig das ziemlich große Zimmer, und da saßen und standen wohl sechs bis sieben Frauenpersonen, noch im Theaterkostüm, mit Gesichtern, die unter der Schminke erblichen waren.

Frau Marthe, sie mußte es dem Aeußern nach sein, hielt das Kind auf dem Schoß; die andern, die jedenfalls zum Volk gehört hatten, in wunderbar zusammengestoppelten altdeutschen Kostümen, schienen das Schreckliche noch immer nicht glauben zu wollen — ich sah nie so entsetzte Gesichter.

„Ist das die Kleine der verstorbenen Frau?“ fragte Elisabeth.

Die alte Person in ihrer Matronenhaube fing statt der Antwort an, zu schluchzen. Das Kind, durch die verstörten Gesichter ängstlich geworden, begann leise zu weinen.

„Ist der Mann wirklich der Mörder?“ fragte die kleine Frau an meiner Seite, ohne die Augen von dem blonden Geschöpfchen abzuwenden.

„Ja!“ lautete die einstimmige Antwort.

„Er gab dem Valentin“, sagte ein junges Mädchen. „Sie hatten nach dem ersten Akt einen so argen Wortwechsel; er behauptete, sie habe immerfort mit einem Studenten geliebäugelt. Ich sah es ja auch, er saß mit zwei oder drei andern in der Profeniumsloge. Sie hat's ja immer so gemacht, und der Direktor war so eifersüchtig wie Ethello.“

„Ja“, bestätigte eine andere, „schon vor ein paar Wochen in G., da dachten wir, er schießt sie todt. Nun wird er ins Zuchthaus kommen.“

„Wenn nicht Schlimmeres —“ schluchzte Martha.

„Ja, der wird hingerichtet —“ klang es förmlich schaurig aus einer Ecke.

Der Aufschrei einer andern machte die schreckliche Prophetin verstummen.

„Nein“, verteidigte eine dritte, „sie hat ihn soweit gebracht! Meiner Seel', ich will's beschwören — ich —“

„Hat der unglückliche Mann oder die Frau Verwandte?“ unterbrach Elisabeth das Hin- und Herreden.

„Nicht 'ne Nahe gehört zu denen.“

„Was wird aus dem Kinde?“ klang abermals Elisabeths Stimme.

„Ja, das wissen wir auch nicht.“

Und jetzt erhob Frau Martha ihre dünne kranke Stimme und wollte der Todten einen Nachruf halten, der uns entsetzte, so schwerer Beschuldigungen voll waren schon die ersten Worte.

„Schweigen Sie“, sagte Elisabeth ernst, „wir sind allzumal Sünder, steht in der Bibel; vielleicht erinnern Sie sich des Wortes noch aus Ihrer Kinderzeit.“

Sie stand jetzt plötzlich dicht vor der verblüfften Frau und nahm ihr ohne weiteres das Kind aus dem Arm. „Komm!“

„Zu meiner Mama“, weinte die Kleine und legte doch ihr Aermchen zutraulich um den Hals und das Gesichtchen mit den schlaftrunkenen Augen an die Wange meiner Elisabeth.

„Ja, zu Deiner Mutter“, tröstete sie. Als sie sich zur Thür wandte, trat der Pfarrer ein. Er sah seine Frau an wie eine Erscheinung.

„Elisabeth“, sagte er stöckend.

„Ich behalte es“, klang es leise und seit.

„Komm heraus mit ihm, der Vater will Abschied nehmen —“

Die Thür fiel hinter uns zu. Da stand auf dem Flur, umgeben von zwei Polizisten und dem Gendarm, ein großer schlanker, noch junger Mann, dem die Haare an der feuchtesten Stirn klebten, mit todenbleichen Zügen.

„Angstigen Sie sich nicht um das Kind“, sprach Elisabeth mild, „ich will es getreulich pflegen, wenn Sie es mir lassen wollen.“

Die Augen des Mannes hefteten sich auf die sanften Züge der Frau, als forschten sie, wem er seinen einzigen Schatz auf dieser Welt jetzt anvertrauen sollte.

„Es ist die Frau Oberpfarrerin, Sie können froh sein!“ flüsterte ein Polizist ihm mittelidig zu.

Da flog es wie ein erlösender Schein über das starre Gesicht. Er riß das weinende Kind in seine Arme und küßte es, als wollte er es erlösen, und als er es Elisabeth wiedergab, sagte er kaum verständlich: „Gefegue es Ihnen Gott, daß Sie Erbarmen haben mit dem Kinde eines Mörders und einer Chrofen!“

Es war, als rüttelten diese Worte mich wieder wach, denn bis jetzt hatte ich das alles mit angesehen wie im Traume. —

„Elisabeth!“ sagte ich.

Es war still geworden; die Schritte des Gefangenen und seiner Wächter verhallten; nur sie, der Pfarrer und ich standen noch auf dem Flur. Sie antwortete nicht, sie band sich ein Tuch ab und hüllte das Kind hinein, das schon im Nachtkleidchen war; ihr Mann sah regungslos zu.

„Nun kommt!“ bat sie.

Wir gingen hinunter. Die Menge war hinter dem Armen dreingelaufen, der nach dem Rathhause geführt wurde; unsere Straße lag still und menschenleer.

Was mochte in dem Herzen des Mannes vorgehen, der da neben mir schritt? Elisabeth war voraus; so leichtfüßig ging sie durch den klaren Mondenschein, als trüge sie keine Bürde. Wir langten vor dem Hause an; er trat hinzu und öffnete seiner Frau die Thür. „Zu Gottes Namen denn!“ hörte ich ihn sagen.

(Fortsetzung folgt.)

## Blätter und Blüten.

**Gustav zu Puttk 4.** Es war im Jahre 1858, als sich in der schlesischen Hauptstadt in einem am Schweidnitzer Stadigraben gelegenen Hotel eine Gemeinde von Dichtern, Künstlern und Kunstfreunden versammelt hatte. Eines jener theatralischen Ereignisse, die wohl zu den Seltenheiten gehören, hatte den Anlaß zu diesem künstlerischen Stellschicken in Breslau gegeben; es handelte sich um die erste Aufführung eines neuen Schauspiels, dessen Hauptrollen mit den ersten Kräften des Wiener Hofburgtheaters besetzt waren. Und in der That führte eine geistvolle Schauspielerin den Vorhiz an den gefälligen Abenden, welche dem Tage der Aufführung vorausgingen. Es war Julie Kettich, die Schülerin Ludwig Tiecks, die Fremdin Friedrich Falms, als hülfvolle Künstlerin eine Fierde des Burgtheaters, als eine Heldenrolle, für ihre Aufgaben hochgegeisterte Frau eine Fierde der deutschen Bühne überhaupt. Neben ihr saß Joseph Wagner, der damalige erste Liebhaber des Burgtheaters, ein feuriger Darsteller mit seelenvollen Augen und ausdrucksvollen Gesichtszügen, aber von einer Schweigsamkeit, welche ihn selten aus sich herausretten ließ; diese Innerlichkeit seines Wesens machte ihn zu einem der besten Darsteller des Hamlet, welche die deutsche Bühne gesehen.

Auch er war von Wien herbeigekommen, um mitzuwirken bei der ersten Aufführung des Schauspiels „Das Testament des Großen Kurfürsten“, dessen Dichter, Gustav zu Puttk, den Mittelpunkt unseres Kreises bildete; ich selbst lebte damals in Breslau und verfehlte nicht, den Tangesgenossen aufzufinden, auch der damalige Regierungsrath Alfred von Holzogen war anwesend, der sich durch seine Theaterkritiken und Schriften über bildende Kunst einen Namen gemacht hat. Es war ein merkwürdiges Zusammenreffen, daß unser kleiner Kreis diese zwei Männer in sich schloß, welche später nacheinander die Intendanz des Schweriner Hoftheaters bekleideten sollten.

Wir waren natürlich in großer Spannung wegen des Erfolges; denn es war der erste Versuch des Dichters auf dem Gebiete des ersten Schauspiels, nur ein daran streifendes geschichtliches Intriguentstück war ihm vorausgegangen; aber wir konnten bald einen glänzenden Erfolg feiern. Das vorzügliche Spiel der beiden Wiener Gäste trug nicht wenig zu demselben bei. Von Breslau aus nahm das Stück seinen Weg über die beiden Hoftheater von Wien und Berlin und ging über fast alle deutschen Bühnen, wie wir's in gehobener Stimmung nach der Aufführung prophezeiten. Was Puttk vorher gedichtet, war so gänzlich anderer Art, daß man ihm damals kaum den dichterischen Schein der Tragödie zugetraut hätte. Seine Märchenbücherei „Was sich der Wald erzählt“ (1850), welcher ähnliche Blandereien aus dem Reiche der besetzten Blumen folgten, wies ebenloppig auf ein Geschichts-drama hin wie seine bereits an vielen Bühnen aufgeführten behaglichen dramatischen Einakter, wie „Badekuren“, in denen er sich schon damals wie auch in seinen späteren Lustspielen an das bürgerliche Lustspiel von Roderich Benedix anlehnte. Obgleich aus einem alten kurmärktischen Geschlechte stammend (er war am 20. März 1821 zu Kopen in der Priequitz geboren), hatte er durchaus nicht, um mit Seine zu sprechen, das Wesen eines „unermächtigen Granden“; es lag in seiner Natur ein jovialer Grundzug, und auch den Dichter der träumerischen Wald- und Blumenwelt hätte man sich anders gedacht.

Gustav zu Puttk steuerte nur sechs Jahre lang in dem Kurs des historischen Dramas, als dessen begabter Vertreter er damals in Breslau seine ersten Vorberer errang. Für Julie Kettich hatte er auch die Hauptrolle in seinem nächsten Trauerspiel „Don Juan d' Austria“ (1860) geschrieben; es folgte „Waldemar“ (1862), in welchem Stücke er den echten legten Aslamier zum Helden machte; dann legte der Dichter die Feder des historischen Dramatikers nieder. Mißstimmung über Publikum und Kritik gab ihm wohl hauptsächlich den Anlaß zu diesem Verzicht auf ein Weiterstreiten in der so erfolgreich betretenen Bahn. Namentlich die Wiener Kritik zerplückte seine Werke aus grausamster; das Publikum selbst schenkte dem geschichtlichen Trauerspiel nur geringen Antheil.

Seit jener Breslauer Zusammenkunft habe ich stets mit warmem Antheil den Lebenslauf des Dichters verfolgt; ich freute mich, daß seine Berufung nach Schwerin als Intendant des Hoftheaters (1863) ihn der Bühne wieder näher führte, und in der That hat er seitdem einige seiner besten frischen Lustspiele: „Spielt nicht mit dem Feuer“, „Gut giebt Muth“ und andere geschaffen, von denen „Die alte Schachtel“ und „Das Schwert des Damokles“ besonders volkstümlich geworden sind. Im Jahre 1867 wurde er Hofmarschall des preussischen Kronprinzen, lebte dann längere Zeit in Berlin, bis ihm 1873 die Generaldirektion des Karlsruher Hof-

theaters anvertraut wurde, die er bis zu seinem Todesjahre führte. Ein schwerer Schlag für ihn war der Tod seines talentvollen Sohnes, der als Berliner Privatdocent durch Selbstmord endete, insofern getrübt Familienverhältnisse. Die tiefe Erschütterung beugte den Vater danieder; er war seitdem ein gebrochener Mann, auch von körperlichen Leiden heimgesucht. Am 5. September dieses Jahres ist er auf seinem Familienschloß Kettien gestorben.

Viele unserer Leser werden den dramatischen Dichter auch als liebenswürdigen Erzähler kennen; in den letzten Jahrzehnten hatte er sich vorzugsweise der Novelle zugewendet. „Die Nachtigall“, „Die Alpenbraut“, „Das Frolenhaus“, das „Maler-Majole“ und andere Erzählungen zeugen oft von einer kernhaft tüchtigen Darstellung bürgerlichen Lebens. Um das deutsche Theater hochverdient, ein vielseitiger, ebenso frischer wie geistig feiner Dichter, hat Gustav zu Puttk sich ein ehrenvolles Gedächtniß bei unserem Volke gesichert.

**Der Lette-Verein in Berlin.** Es ist eine gewaltige Summe von unverdrossener, zielbewusster Arbeit und stetig wachsenden Erfolgen, die von dem obenstehenden einfachen Namen gedeckt wird. Aus kleinen Anfängen heraus hat sich der Verein zu einem Förderungsmittel ersten Ranges für weibliche Berufstätigkeit zu entwickeln gewußt, und hat heute, angesichts seiner zahlreichen Schulen und Anstalten, mit berechtigter Genugthuung auf sein 17jähriges — oder eigentlich 23jähriges — Wirken zurückzusehen. Die allgemeine Teilnahme der gebildeten und besitzenden Kreise hat ihn getragen, zahlreiche Vermächtnisse sind ihm zugeslossen, die Kaiserin Friedrich war und ist unermüdetlich für ihn thätig, aber entscheidender als dies alles ist für sein Bestehen und Gedeihen die ausgezeichnete praktische, umsichtige Anlage, die, nach dem wachsenden Bedürfniß, ein Fach ums andere ins Auge faßte und die Lehrkurse dafür einrichtete.

Der in diesem Jahr ausgegebene Rechenschaftsbericht zählt außer der Handels-, Zeichen- und Gewerbeschule besondere Kurse auf für Schneidern, Putz- und Handarbeit, Schriften, Frisiren, Kunsthandarbeit, Blumenfabrikation, Feinwaachen und Bügeln, alle mit zahlreicher Theilnahme und späterem Eintritt in die praktische Thätigkeit. Eine stark besuchte Koch- und Haushaltungsschule liefert das Material für ein Restaurant mit großem Betrieb, ein Stellenvermittlungsbureau sorgt für Lehrerinnen, Verkäuferinnen, Krankenpflegerinnen und Dienstmädchen. Kurz, es ist ein großes Gemeinwesen der segensreichsten Art, das uns aus diesen Blättern entgegensteht, erfreulich für jeden, der neben dem Wunsch größerer Erwerbsthätigkeit des weiblichen Geschlechtes zugleich die Ueberzeugung hegt, daß diese sich am festesten und sichersten doch auf den eigentlich weiblichen Künsten und Fertigkeiten aufbaut.

**Eigenthümliches Trinkgefäß der Helgoländer.** Die Bewohner von Helgoland sind sehr tüchtige Trinker; und wenn sie trotzdem den Ruf der Mäßigkeit genießen, so mag das nur daher rühren, daß sie so viel vertragen können, daß sie auch bei großartigen Leistungen im Trinken „nichts spüren“. Nach einer Sage soll einmal ein großes Krugzuzusammen mit einer Glocke an die Insel angegeschwenmt worden sein. Mit dieser Glocke konnte man nun, was für Fischer und Schiffer sehr vorthelhaft war, den Wind machen. Für den Fischfang der Zuhlaner war zu manchen Zeiten ein anhaltender Stwind von besonderem Werth. Um sich denselben vom Himmel zu erlösen, zogen die Fischer in Prozession in die Kirche, beteten vor dem Krugzuz ein Vaterunser, füllten die Glocke mit starkem Getränke und tranken einander der Reihe nach die Gesundheit zu: „Auf eine glückliche Zeit und Stwind!“ Wurde hierdurch nicht ein günstiger Wind erzielt, so wiederholte man das Verfahren — und der Erfolg blieb nicht aus. Der holsteinische Ritter Veitram Bogwitz hat noch zu Ende des 16. Jahrhunderts diesen sonderbaren Gebrauch mitgemacht und sich aus der merkwürdigen Glocke „einen gelinden Stwind ertrunken“, mit dessen Hilfe er ganz gemüthlich nach Eiderstedt segelte.

### Kleiner Briefkasten.

(Anfragen ohne vollständige Angabe von Namen und Wohnung werden nicht berücksichtigt.)

**D. Ar. in W.** Als ein bewährtes Mittel gegen die werthvollen Büchern so schädlichen Witten empfehlen wir den Kern der Nostalgie. Derselbe wird auf einem kleinen Reibchen fein gerieben und die geriebene Masse dem Buchbinderleiter beigegeben.

**D. S. in Baden-Baden.** Als eine Ihren Wünschen entsprechende Heiligkeit für Mädchen von 11 bis 16 Jahren nennen wir Ihnen „Das Kränzchen“. Dasselbe erscheint wöchentlich und ist in jeder Buchhandlung zu haben.

**H. G. in H.** Der genannte Dichter wohnt in Stuttgart. Eine nähere Adresse ist nicht notwendig.

**Inhalt:** Sonnenwende. Roman von Marie Bernbard (6. Fortsetzung). S. 689. — Fügig. Bild. S. 689. — Herbstfaden. S. 695. — Die ersten Emigranten und ihre Schicksale. Von Edward Schulte. S. 696. — Trümmerei. Bild. S. 697. — Entsprüche von D. Sanders. S. 700. — Die Kaiserinmörderin in Schleswig-Holstein. Schilderung von Werner Frölich. S. 700. Mit Abbildungen S. 692 und 693, 700, 701, 702, 703, 704. — Auf schwarzem Boden. Von W. Heimburg (1. Fortsetzung). S. 704. — Blätter und Blüten: Gustav zu Puttk 4. S. 708. — Der Lette-Verein in Berlin. S. 708. — Eigenthümliches Trinkgefäß der Helgoländer. S. 708. — Kleiner Briefkasten. S. 708.

Sowden ist neu erschienen und durch die meisten Buchhandlungen zu beziehen:

## Flammenzeichen.

Roman von **E. Werner.**

2 Bände. Elegant broschiert M. 7.50.

Elegant gebunden in 1 Leinenband M. 8.50.

Verlag von **Ernst Keil's Nachfolger** in Leipzig.

## Theorie und Praxis.

Lustspiel in 3 Aufzügen.

Von **Hans Arnold.**

Elegant broschiert M. 1.50.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Adolf Kröner. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig. Druck von A. Wiede in Leipzig.